

Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland

Klein, Doreen

Veröffentlichungsversion / Published Version
Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Klein, D. (2006). *Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland*. (Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, 119). Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIB). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-330937>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Doreen Klein

Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland

**2006
Heft 119**

ISSN
0178-918X

BiB

**Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
beim Statistischen Bundesamt · 65180 Wiesbaden**

Diese Arbeit stellt den Kinderwunsch von (noch) kinderlosen Frauen und Männern in den Mittelpunkt des Interesses. Beim Kinderwunsch handelt es sich um eine Verhaltensintention. Anders als konkrete Ereignisse, wie die Geburt eines Kindes, muss man sich beim Kinderwunsch deshalb mit der Frage der Validität im Hinblick auf die tatsächlich realisierten Geburten auseinander setzen. Ein zentraler Bestandteil der Arbeit ist es daher, der Frage nachzugehen, was die Angaben zum Kinderwunsch aussagen.

Seit die Kinderwunschfrage in Umfragen gestellt wird, ist ihre Prognosekraft, was die tatsächlich realisierte Kinderzahl betrifft, umstritten. Generell wird man davon ausgehen müssen, dass sich aus den geäußerten generativen Wünschen nur bedingt Rückschlüsse auf das generative Verhalten und damit die letztlich realisierte Kinderzahl ziehen lassen. Unbestritten drückt der Kinderwunsch jedoch eine grundlegende Bereitschaft zur Geburt von Kindern aus.

Im empirischen Teil der Arbeit wird weiterhin der Frage nachgegangen, wie hoch die grundlegende Bereitschaft zur Geburt von Kindern in der hier betrachteten Gruppe der Kinderlosen in unserer Gesellschaft ausgeprägt ist. Es interessiert dabei nicht nur, ob überhaupt Kinder gewünscht werden, sondern auch wie viele Kinder gewünscht werden. Zugleich wird gefragt, wie sich der Kinderwunsch im Zeitverlauf auf gesamtgesellschaftlicher Ebene entwickelt hat.

Es zeigt sich unter anderem, dass der Anteil derer, die sich keine Kinder wünschen, sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland im Vergleich zu früheren Erhebungszeitpunkten angestiegen ist. Der Wunsch, kinderlos zu bleiben, ist deutlich erkennbar. Rechtfertigen diese Ergebnisse es jedoch, vom sich ausbreitenden Ideal der freiwilligen Kinderlosigkeit zu sprechen?

Im zweiten Teil der Untersuchung wird deshalb der Frage nachgegangen, von welchen Faktoren der Kinderwunsch in seiner Ausprägung beeinflusst wird. Wer sind die Personen, die sich keine Kinder wünschen, und wer sind die Personen, die sich Kinder wünschen? Wie lassen sich diese Personengruppen beschreiben? Antworten darauf führen zur weiteren Frage, warum (keine) Kinder gewünscht werden. Es werden soziodemographische Merkmale, gesellschaftliche Rahmenbedingungen sowie Einstellungen und Wertorientierungen hinsichtlich ihres Einflusses auf den Kinderwunsch überprüft.

Anschrift der Autorin

Doreen Klein
Klingenberger Str. 8
01187 Dresden
Doreen.Klein@web.de

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Tabellenverzeichnis

1.	Einleitung	5
2.	Entscheidung zur Elternschaft	6
2.1	Zur Geschichte des Kinderwunsches	6
2.2	Elternschaft als rationale Entscheidung?	9
3.	Forschungsstand zum Kinderwunsch	11
3.1	Forschungsarbeiten zum Kinderwunsch in der BRD bis 1989	11
3.2	Forschungsarbeiten zum Kinderwunsch in der DDR	14
3.2.1	Soziale Determination generativen Verhaltens	15
3.2.2	Idealer und realer Kinderwunsch	16
3.2.3	Herausbildung und Stabilität des Kinderwunsches	17
3.3	Aktuelle Untersuchungen zum Kinderwunsch	19
3.3.1	Kinderwunsch und Elternschaft – zum Theoriemodell einer soziologischen Untersuchung	19
3.3.2	Kinderwunsch als Intention	22
3.3.3	Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland	23
3.4	Zur Validität des Kinderwunsches	24
4.	Einflussfaktoren des Kinderwunsches	28
4.1	Ein Modell zum Kinderwunsch	28
4.2	Einfluss struktureller und kultureller Rahmenbedingungen	31
4.2.1	Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Bundesrepublik	32
4.2.2	Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der ehemaligen DDR	34
4.2.3	Veränderte Rahmenbedingungen in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung	36
5.	Fragestellungen, Hypothesen und Datengrundlagen	37
5.1	Fragestellungen und Hypothesen	37
5.1.1	Theoretische Annahmen für den Zeitvergleich	38
5.1.2	Hypothesen für die Analyse von Einflussfaktoren	39
5.2	Datengrundlagen zur Hypothesenüberprüfung	43
6.	Ergebnisse der Datenanalyse	46
6.1	Entwicklung des Kinderwunsches im Zeitverlauf	46
6.2	Einflussfaktoren des Kinderwunsches	51
6.2.1	Stichprobenbeschreibung	51
6.2.2	Abhängige und unabhängige Variablen	51
6.2.3	Deskriptive Ergebnisse	58
6.2.4	Regressionsmodelle	61
7.	Zusammenfassung und Schlussfolgerung	72
A	Grafische Darstellung der deskriptiven Ergebnisse	75
B	Geschlecht und gesellschaftliche Rahmenbedingungen als Moderatoren	80
	Literaturverzeichnis	83

Abbildungsverzeichnis

	Seite
Abb. 1: Soziale Determination des reproduktiven Verhaltens nach <i>Speigner</i>	16
Abb. 2: Theoretisches Modell der soziologischen Untersuchung zum Kinderwunsch nach <i>Schneewind</i> und <i>Vaskovics</i>	21
Abb. 3: Kinderwunsch als Intention nach <i>Stöbel-Richter</i>	23
Abb. 4: Modell der Einflussfaktoren des Kinderwunsches	29
Abb. 5: Kinderwunsch in Ostdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose	48
Abb. 6: Kinderwunsch in Westdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose	48
 Anhang A Grafische Darstellung der deskriptiven Ergebnisse	
Abb. A.1: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Alter – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	75
Abb. A.2: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Geschlecht – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	75
Abb. A.3: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Beziehungsform – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	76
Abb. A.4: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Ausbildungsniveau – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	76
Abb. A.5: Kinderwunsch in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	77
Abb. A.6: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Einstellung zu Kindern („Glück“) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	77
Abb. A.7: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Einstellung zu Kindern („soziale Nähe“) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	78
Abb. A.8: Kinderwunsch in Abhängigkeit von Wertorientierungen („Selbstverwirklichung“) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	78
Abb. A.9: Kinderwunsch in Abhängigkeit von Wertorientierungen („Egalität“) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland	79

Tabellenverzeichnis

	Seite
Tab. 1:	Übersicht über die Kinderwunschfragen 47
Tab. 2:	Kinderwunsch nach Kinderzahl in Ost- und Westdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, ohne Unentschiedene (Zeilenprozente) 50
Tab. 3:	Übersicht über die Filtervariablen 52
Tab. 4:	Zusammensetzung der Stichprobe nach Anwendung der Filterkriterien 52
Tab. 5:	Kinderwunsch der 20- bis 39-Jährigen – nur Kinderlose, Gesamtdeutsch- land (Zeilenprozente) 53
Tab. 6:	Ergebnisse der Faktorenanalyse „Bedeutung von Kindern“ 55
Tab. 7:	Ergebnisse der Faktorenanalyse „persönliche Werte“ 57
Tab. 8:	Kinderwunsch in Abhängigkeit von soziodemographischen Merkmalen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente) 59
Tab. 9:	Kinderwunsch in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamt- deutschland (Zeilenprozente) 61
Tab. 10:	Kinderwunsch in Abhängigkeit von ausgewählten Einstellungen und Orientierungen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente) 61
Tab. 11:	Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland 64
Tab. 12:	Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt für Ost- und Westdeutschland - 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose 70
 Anhang B Geschlecht und gesellschaftliche Rahmenbedingungen als Moderatoren	
Tab. B.1:	Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt nach Geschlecht (unvollständiges Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland 80
Tab. B.2:	Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt nach Geschlecht (vollständiges Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland 81
Tab. B.3:	Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt für Ost- und Westdeutschland (Modell 2 und reduziertes Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose 82

1 Einleitung

Das generative Verhalten der Geburtskohorten zwischen 1940 und 1965 hat sich grundlegend verändert. Einerseits hat sich der Anteil kinderreicher Familien deutlich reduziert, andererseits ist ein Anstieg des Anteils kinderloser Frauen zu registrieren. Während im Geburtsjahrgang 1940 der Anteil von Frauen, die zeitlebens kinderlos blieben, 10,5 % betrug, stieg er im Geburtsjahrgang 1965 auf 26,5 % an (*Dorbritz et al.* 2005: 35).

Nur wenige Themen werden derzeit so stark diskutiert wie die sinkenden Geburtenzahlen, die zunehmende Kinderlosigkeit und die Alterung der Bevölkerung. Dabei sind diese Themen nicht mehr nur Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses, sondern werden zunehmend auch in den Medien und in jüngster Zeit verstärkt in der Politik aufgegriffen. So forderte kürzlich der bayrische Ministerpräsident Edmund Stoiber im Zuge der Diskussionen um die steuerliche Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten, dass eine breite gesellschaftliche Debatte über den Stellenwert von Familien und Kindern in Deutschland zu führen sei (*Spiegel online* vom 01.02.2006). Und im Programm der SPD mit dem Titel „Wir sichern Deutschlands Zukunft“, mit dem die Partei Leitlinien für ihre Regierungstätigkeit in der großen Koalition aufstellt, heißt es, um Familien zu fördern, sei eine zielgenaue Politik notwendig, die es jungen Frauen und Männern erleichtere, sich ihre Kinderwünsche zu erfüllen (*Zeit online* vom 16.01.2006).

Immer wieder werden Forderungen laut, die (Familien-)Politik in Deutschland so zu gestalten, dass sich Frauen und Männer ihre Kinderwünsche erfüllen können. Das Programm der SPD ist dafür nur ein Beispiel. Dafür ist zunächst interessant zu wissen, wie viele Kinder eigentlich von den Frauen und Männern in unserem Land gewünscht werden.

Diese Arbeit stellt deshalb den Kinderwunsch von (noch) kinderlosen Frauen und Männern in den Mittelpunkt des Interesses. Es wird in einem *ersten Schritt* danach gefragt, ob und wie viele Kinder gewünscht werden. Dabei wird dieser Analyseschritt in einen Zeitvergleich eingebunden, der die Entwicklung des Kinderwunsches für verschiedene Erhebungszeitpunkte jeweils getrennt für Ost- und Westdeutschland darstellt. In einem *zweiten Schritt* wird gefragt, von welchen Faktoren der Kinderwunsch in seiner Ausprägung beeinflusst wird. Wie lassen sich die Personen, die sich Kinder wünschen, und die Personen, die sich keine Kinder wünschen, beschreiben? Dieser Analyseschritt bringt zugleich im Zuge der Interpretation der Ergebnisse Antworten auf die Frage, warum (keine) Kinder gewünscht werden.

Zunächst erfolgen im *zweiten Kapitel* einige allgemeine Anmerkungen zum Kinderwunsch und zur Elternschaft im Zusammenhang mit dem Entscheidungsbegriff. Dieses Kapitel dient zugleich dazu, den Kinderwunsch zwischen sozialer und biographischer Prägung einerseits und individueller Wahl andererseits zu verorten. Anschließend beschäftigt sich *Kapitel drei* mit dem Forschungsstand zum Kinderwunsch, wobei hier spezifische Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten zwischen Ost- und Westdeutschland herausgearbeitet werden. Es wird beschrieben, wie sich die Forschungsarbeiten zum Kinderwunsch in der Bundesrepublik im Vergleich zur DDR charakterisieren lassen. In diesem Kapitel geht es dabei nicht um die Präsentation von Ergebnissen durchgeführter Studien zum Kinderwunsch, vielmehr interessiert die Frage, in welcher Art und unter welchem Fokus das Thema in der BRD im Vergleich zur DDR bearbeitet wurde. Nachfolgend werden aktuelle Studien zum Kinderwunsch beschrieben. Auch hier liegt der Fokus auf der Herangehensweise und Konzeptualisierung der Arbeiten. In diesem Kapitel findet sich außerdem eine Diskussion über die Validität des Kinderwunsches. Denn beim Kinderwunsch handelt es sich nicht um ein konkretes Ereignis, wie die Geburt

eines Kindes, sondern um eine generative Verhaltensintention. Wie valide die Angaben zum Kinderwunsch im Hinblick auf die tatsächlich realisierten Geburten eingeschätzt werden können, wird in diesem Abschnitt diskutiert. Bereits an dieser Stelle kann festgehalten werden, dass der Kinderwunsch unbestritten eine grundlegende Bereitschaft, Kinder zu bekommen, ausdrückt (*Ruckdeschel* 2004). Im *vierten Kapitel* wird ein theoretisches Modell vorgestellt, welches als Grundlage für die empirische Analyse genutzt wird. *Kapitel fünf* fasst noch einmal die Fragestellungen, die die Untersuchung leiten, zusammen und stellt die Hypothesen sowie die Datenquellen, die zur Hypothesenüberprüfung verwendet werden, vor. *Kapitel sechs* umfasst sodann die Darstellung der eigenen empirischen Ergebnisse. Abschließend werden die wichtigsten Befunde noch einmal kurz zusammengefasst und diskutiert.

2 Entscheidung zur Elternschaft

Seit dem starken, um 1965 beginnenden Geburtenrückgang, der ganz Europa relativ zeitgleich erfasste, wurde Mitte der 1970er Jahre Elternschaft und damit verbunden der Wunsch nach Kindern ein vieldiskutiertes Thema. Prozesse der Familiengründung wurden zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses. Für Wissenschaft und Politik wurde nun sichtbar, dass das Kinderhaben, das in den Jahren des Baby-Booms einst so selbstverständlich erschien, mehr und mehr an Selbstverständlichkeit verliert (*Beck-Gernsheim* 1997: 117). Der Ausspruch Konrad Adenauers, „Kinder kriegen die Leute immer.“, ist in dem Maß nun nicht mehr zutreffend. Jedoch seit wann und warum ist das Kinderhaben überhaupt zu einer Frage geworden? Resümierend stellt *Beck-Gernsheim* fest: „*Kinderhaben heute (bedeutet) etwas ganz anderes als Kinderhaben früher*, oder pointiert zusammengefasst: Dasselbe ist anders“ (1989: 17, Hervorhebung im Original).

Im Folgenden soll daher mit einem Blick in die Geschichte des Kinderwunsches begonnen werden. Es schließt sich die Frage an, ob die Entscheidung zur Elternschaft in der modernen Gesellschaft als bewusste Entscheidung oder sogar als rationale Entscheidung begriffen werden kann.

2.1 Zur Geschichte des Kinderwunsches

Sowohl in vorindustriellen Gesellschaften als auch im Bürgertum des 19. Jahrhunderts gehörten Ehe und Mutterschaft unmittelbar zusammen. Mutterschaft wurde als die Erfüllung des weiblichen Wesens definiert – es war ein Lebensentwurf, der für Frauen außer Frage stand (*Beck-Gernsheim* 1997: 117).

In den Familien lebten bis Ende des 19. Jahrhunderts, als ein erster Geburtenrückgang einsetzte, deutlich mehr Kinder als heute.¹ Dennoch gab es in den vorindustriellen Gesellschaften vielfältige soziale Kontrollen über Empfängnis, Geburt und damit letztlich über die Kinderzahl pro Familie. Damit wurden individuelle Entscheidungen über die Geburt von Kindern bis zu einem gewissen Grad überflüssig (*Beck-Gernsheim* 1989: 18f). So schränkte beispielsweise die soziale Ungleichheit die

¹ Eine entscheidende Ursache für den ersten Geburtenrückgang war übrigens, dass Kinder immer weniger zur direkten Wohlfahrtssteigerung der Familie beigetragen haben und sich ihre Bedeutung als Absicherung der Eltern im Alter verringert hatte. Dagegen nahmen die direkten und indirekten Kosten (sog. Opportunitätskosten) der Kindererziehung zu. Der „*flow of wealth*“ (*Caldwell* 1982 zit. nach *Huinink* 1997: 85) innerhalb der Familie kehrte sich um. *Beck-Gernsheim* (1989: 21) spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Wandlung vom Kindersegen zur Kinderlast. Im Gegenzug dazu nahm die Bedeutung von Kindern im Hinblick auf psychische und emotionale Bedürfnisse zu. Zur Befriedigung solcher emotionaler Bedürfnisse, die Eltern an ein Leben mit Kindern knüpfen, reichen jedoch ein oder zwei Kinder aus (siehe hierzu auch die Argumentation des sog. „*value-of-children-approach*“).

Möglichkeit des Kinderhabens ein: Durch Unterernährung und Krankheiten, die in den ärmeren Bevölkerungsschichten stark verbreitet waren, erhöhte sich das Risiko einer Fehl- oder Totgeburt. Auch wurden die Heiratsmöglichkeiten durch formelle und informelle Regelungen stark beeinflusst. Es gab gesetzlich verankerte Heiratsverbote für Besitzlose, starre Standesschränken und hohe Mitgiftforderungen, die einer Heirat unter Umständen im Weg standen. Selbst der Geschlechtsverkehr war mit Tabus und Verboten belegt. Hierzu zählten religiös verankerte Keuschheitsgebote, Bestrafung außerehelicher Beziehungen und soziale Normen, die innerhalb der Ehe Zeiten sexueller Enthaltsamkeit vorschrieben. Je mehr also die Gesellschaft selbst *„als unsichtbare Planungsinstanz wirkt, desto weniger müssen Mann und Frau bewusst Familienplanung betreiben*. Das heißt auch, *immer in der Geschichte hat es erhebliche Beschränkungen der ‚im Prinzip‘ möglichen Kinderzahl gegeben. Verändert hat sich nur eines, nämlich die Entscheidungsinstanzen*.“ (Beck-Gernsheim 1989: 19, Hervorhebungen im Original)

Die Frage, ob man Kinder haben möchte oder nicht, hat sich im Übergang von der vorindustriellen Gesellschaft zur modernen Gesellschaft von einer *kollektiven Norm* zu einer *individuell motivierten Entscheidung* gewandelt – oft ist daher die Rede von einem „säkularisierten, individualisierten oder intrinsisch motivierten Kinderwunsch“ (Gloger-Tippelt et al. 1993: 7 zit. nach Stöbel-Richter 2000: 104, vgl. auch Huinink 1995: 23, Haas 1998: 153). Beck-Gernsheim (1989: 19) charakterisiert diesen Sachverhalt ähnlich mit einer Verlagerung von einer *sozial kontrollierten* zu einer *individuell kontrollierten* Fruchtbarkeit. Es ist also nicht mehr der Staat, die Kirche oder die Gesellschaft, sondern das einzelne Paar, das über das Ob und Wann des Kinderhabens entscheidet.

Damit wird zugleich darauf verwiesen, dass die Entscheidung für oder gegen ein Kind typischerweise nicht eine individuelle Entscheidung ist, sondern eine Entscheidung von Paaren. In den Entscheidungsprozess gehen die Optionen der Lebensgestaltung sowohl des Mannes als auch der Frau ein, die aufeinander abgestimmt werden müssen. Jedoch ist anzunehmen, dass der *dyadischen* Entscheidung eine *individuelle* Entscheidung vorausgeht, die von verschiedenen Faktoren wie dem Bildungsniveau, der Möglichkeit einer beruflichen Karriere und der familiären Sozialisation beeinflusst wird (Burkart 1994: 255). Die Untersuchung von Rosenstiel (1986 in Borchardt und Stöbel-Richter 2004: 29) bestätigt, dass der Partner² im Rahmen der generativen Entscheidung die wichtigste Bezugsperson darstellt.³

Dasselbe ist anders geworden. Frauen in modernen Gesellschaften geraten zunehmend in einen Konflikt, der sie veranlasst, die einst selbstverständliche Mutterschaft in Frage zu stellen. Die Frauen, so Beck-Gernsheim (1997: 11), sind heute hin und her gerissen zwischen dem Kinderwunsch und dem Wunsch nach Unabhängigkeit, „nach einem Stück eigenem Leben“. Bezieht man die Frauenbewegung der 1960/70er Jahre in die Überlegungen ein, so erkennt man, dass auch hier das Thema Mutterschaft eine wechselnde, mitunter widersprüchliche Behandlung erfuhr. Der Kampf gegen den Weiblichkeitswahn hatte bald einen Kampf gegen den Muttermythos und den Mutterzwang ausgelöst. Protestiert wurde gegen ein gesellschaftliches Leitbild, welches Mutterschaft als eigentliche Erfüllung und Inhalt des Lebens der Frau festlegte. Im Zuge dessen entstanden provokative Formulierungen, beispielsweise „Mutterschaft ist eine böse Falle“ (Simone de Beauvoir) und „Kinderlosigkeit als höchste Stufe der Befreiung“ (Margaret Movius zit. nach ebd.: 7), die die Auflehnung gegen die Mutterschaft, sogar ihre radikale Ablehnung verdeutlichten. Vor allem aber verband sich mit der Frauenbewegung der Bundesrepublik in den 1970er und 1980er Jahren bald ein Kampf um die Freigabe der Abtreibung

² In dieser Arbeit werden die Begriffe Partnerschaft und Paarbeziehung mitunter synonym verwendet. Dort wo eine Gleichberechtigung von Mann und Frau impliziert ist, wird gesondert darauf hingewiesen.

³ Für weitere Informationen zur Studie von Rosenstiel siehe auch Kiefl und Schmid (1985: 80ff).

und damit um das Recht auf Selbstbestimmung der Frau. Innerhalb weniger Jahre ist in dieser Frauenbewegung jedoch ein Wandel festzustellen. Fand früher eine Auflehnung gegen den Mutterschaftszwang und -mythos statt, die als radikale Gebärstreik-Forderung formuliert war, so wurde nun im sogenannten „zweiten Schritt“ der Wunsch nach einem Kind geäußert und die Mutterschaft sozusagen wieder entdeckt. Während sich die Forderung nach Selbstbestimmung früher vor allem gegen das Kinderhaben richtete, waren in der neuen Position beide Seiten vertreten: sowohl die Freiheit, Kinder zu haben, als auch die Freiheit, keine Kinder zu haben. Daraus entwickelten sich bald politische Forderungen der Vereinbarkeit, die sowohl ein Kind als auch den Anspruch auf ein „Stück eigenes Leben“ erlauben (*Beck-Gernsheim* 1989, 1997, *Haas* 1998).

Betrachtet man die Geburtenzahlen der Bundesrepublik kohortenspezifisch, zeigt sich, dass von Generation zu Generation der Anteil kinderloser Frauen angestiegen ist. Bei dem Geburtsjahrgang 1935 betrug der Anteil kinderloser Frauen in Westdeutschland lediglich 6,7 %.⁴ Seitdem stieg jedoch die Zahl kinderloser Frauen an und erreichte im Geburtsjahrgang 1967 einen Anteil von 28,6 %. Dabei ist das Phänomen der Kinderlosigkeit kein neuartiges Phänomen. Neu ist jedoch, dass die beobachtete Kinderlosigkeit erstmals nicht die Folge sozialer Krisensituationen (Kriege, Weltwirtschaftskrise) ist. In diesem Sinn spricht man heute auch von der „neuen“ Kinderlosigkeit (*BiB* 2004: 25).

Zunehmend wird Elternschaft, ebenso wie die Ehe, nicht mehr als normativ vorgegebene, selbstverständliche Lebensperspektive verstanden, sondern als Gegenstand freier Wahl und individueller Lebensentscheidung (*Kaufmann* 1990: 385, *Huinink* 1995: 23). Bildungschancen, Arbeits- und Konsummöglichkeiten weiteten sich aus. Angesichts dieses Übermaßes an Möglichkeiten stellt die Elternschaft lediglich eine davon dar, und ist zudem als langfristige biographische Festlegung mit einem Verzicht auf andere Möglichkeiten verbunden (*Kaufmann* 1990: 385). Auch *Birg* (1991, 1992) beschreibt die Entscheidung zur Elternschaft in seiner biographischen Theorie der Fertilität als langfristige Festlegung mit irreversiblen Folgen für den gesamten Lebenslauf: „In entwickelten Gesellschaften trifft jede Frau mit der Entscheidung für ein Kind gleichzeitig eine Vorentscheidung über die Art und Menge der Entscheidungsalternativen im beruflichen Bereich, und umgekehrt bestimmt das Ergebnis einer beruflichen Entscheidung, welche Alternativen bei familialen bzw. generativen Entscheidungen in den Wahlmengen künftiger Entscheidungssituationen vorkommen können und welche nicht“ (*Birg* 1992: 199).

Die generative Entscheidung ist daher nicht nur eine Entscheidung für oder gegen ein Kind, sondern für oder gegen einen bestimmten Lebenslauf als Ganzes. Zusammengefasst: Die Vervielfältigung der beruflichen, sozialen und kulturellen Existenzmöglichkeiten geht einher mit einer Erhöhung des biographischen Entscheidungszwangs und Entscheidungsrisikos. Das Ergebnis, so *Birg*, ist eine allgemeine Tendenz zur Vermeidung langfristiger biographischer Festlegungen, insbesondere im familialen Bereich.

Elternschaft steht in Konkurrenz zu anderen Lebenszielen. Vieles spricht nun gegen eine zu frühe Familiengründung und mitunter auch gegen eine Familiengründung überhaupt. „Je mehr Wahlmöglichkeiten und Ansätze zu einem Stück ‚eigenen Leben‘ sich auftun, je mehr auf der Kehrseite freilich auch die Risiken, Unsicherheiten, Anforderungen wachsen, desto mehr ist Kinderhaben nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil im Leben, sondern wird zum Gegenstand bewusster Abwägungen, Planungen, Hoffnungen, Ängste, kurz: zur ‚Kinderfrage‘“ (*Beck-Gernsheim* 1997: 19).

⁴ Dieser Geburtsjahrgang durchlebte die Phase der Familiengründung im *Golden Age of Marriage*. Die hohe Wertschätzung der Familie und die hohe Heiratsneigung führten zu einer geringen Kinderlosigkeit (*BiB* 2004: 25).

Gleichzeitig tragen die relativ einfachen und sicheren Möglichkeiten der Vermeidung und des Aufschubs der Familiengründung zur Erweiterung der individuellen Spielräume bei. Erst jetzt, so *Beck-Gernsheim* (ebd.: 122), wo die Elternschaft von biologischen Zwängen und gesellschaftlichen Vorgaben weitgehend unabhängig ist, entsteht eine wirkliche Entscheidungssituation. Erst jetzt, wo es die Möglichkeit gibt „Nein“ zu sagen, gibt es auch ein bewusstes „Ja“, einen persönlichen Kinderwunsch.

Andererseits, und hier kommt die Zwiespältigkeit zum Vorschein, bedeutet der Verlust der Selbstverständlichkeit des Kinderhabens jedoch keineswegs, dass unter den Lebensbedingungen der modernen Gesellschaften der Wunsch nach Kindern und Familie einfach verschwindet. Obwohl die Heiratsneigung seit längerem rückläufig ist und die Verbreitung nichtfamiliärer Lebensformen zunimmt, genießen Ehe und Familie nach wie vor eine hohe Wertschätzung. Von einem Bedeutungsverlust von Ehe und Familie kann daher nicht die Rede sein (*Dorbritz et al.* 2005: 32). Vielmehr kommt der Familie, das zeigen Untersuchungen, eine neue Bedeutung als Suche nach Lebensinhalt und Sinn, nach Nähe, Wärme und Vertrautheit zu (vgl. *Huinink* 1995, *Vaskovics* 1994, *Beck-Gernsheim* 1997b).

2.2 Elternschaft als rationale Entscheidung?

Nun war im vorherigen Abschnitt die Rede von bewusster Entscheidung, frei von biologischen und sozialen Zwängen. Gelegentlich wird auch von einer rationalen Entscheidung gesprochen, wenn das Thema Elternschaft behandelt wird (vgl. *Rost und Schneider* 1995: 179). Ist es jedoch realistisch davon auszugehen, dass die Geburt eines Kindes einer bewussten oder gar einer rationalen Entscheidung gleich kommt, die frei von sozialen Zwängen erfolgt?

In seinem Buch „Die Entscheidung zur Elternschaft“ (1994) greift *Burkart* die Frage auf, wie sich das Verhältnis von Strukturzwang und individueller Handlungsautonomie im Verlauf des Individualisierungs- und Modernisierungsprozesses gewandelt hat. Konkret wird danach gefragt, ob die Entscheidung zur Elternschaft mehr als früher das Ergebnis einer bewussten und reflektierten oder sogar rationalen Entscheidung ist.

In empirischen Studien zur Fertilität und Elternschaft, aber auch in verschiedenen Theorien, wie der Individualisierungs- und der Rational-Choice-Theorie, wird häufig mit dem Entscheidungsbegriff gearbeitet. *Burkart* zweifelt jedoch daran, dass mit der Begründung, der Individualisierungstrend habe das Ausmaß an individueller Entscheidungsautonomie erhöht, den Rational-Choice-Theorien heute dadurch ein größeres Maß an Plausibilität zugerechnet werden kann. Vielmehr bezeichnet er den oft behaupteten Wandel von der sozialen Kontrolle zur individuellen rationalen Wahl, der sich beim Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft herausgebildet haben soll, als Zerrbild, das der historischen Entwicklung nicht gerecht werde. Es unterstelle eine „historische Entwicklung (...), die vom traditionellen Handeln auf der Basis kultureller Selbstverständlichkeiten und struktureller Zwänge zum autonom-individuellen Handeln der Spätmoderne geführt habe“ (*Burkart* 1994: 317).

Der Übergang in die Elternschaft als biographisches Ereignis sei auch heute nicht grundsätzlich das Ergebnis eines rationalen Planungsprozesses – er sei noch nicht einmal das Ergebnis eines Entscheidungsprozesses im engeren Sinn (*Burkart* 2002: 25). Vielmehr zeige sich, dass es häufig nur unter formalen Gesichtspunkten sinnvoll ist, von einer Entscheidung zu sprechen, und dass es sich im Normalfall gerade nicht um eine rationale Wahl handelt.

Qualitative Untersuchungen, so *Burkart* (1994: 4, 257), belegen dabei deutlich die Grenzen von Rationalität und individueller Entscheidungsautonomie. Der Übergang zur Elternschaft sowie auch der umgekehrte Fall, das Ausbleiben der Familiengründung, sei vielfach eher die Folge biographischer Zwangsläufigkeiten und struktureller Determination, die alles andere als eine rationale Entscheidung

bewirken (ebd.). Selbst wenn im Zuge von Individualisierung und Modernisierung mehr Wahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen sollten, ließe sich deshalb nicht automatisch darauf schließen, dass sich Individuen oder Paare auch tatsächlich entscheiden und eine Wahl treffen. Empirische Studien deuten eher darauf hin, dass die Geburt des ersten Kindes und der biographische Zeitpunkt der Geburt meist nicht aus einer klaren Entscheidung hervorgehen. Es scheint sich vielmehr ein Verhaltensmuster zu verbreiten, das infolge unsicherer Entscheidungsgrundlagen, schwer kalkulierbarer Zukunftsentwicklungen und unklarer individueller Perspektiven die Entscheidung immer mehr dem Zufall überlässt: also eine Entscheidung zur Nicht-Entscheidung wird (*Burkart* 1994: 165f, *Rost und Schneider* 1995: 179).

Auch *Rost und Schneider* (1995) vertreten die Ansicht, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder durch biographische Erfahrungen und sozialstrukturelle Kontextbedingungen in einem Maß determiniert werden kann, in dem nur noch schwer von freier Wahl gesprochen werden kann. Vielmehr sollte von einer individuell kaum zu beeinflussenden Zwangsläufigkeit ausgegangen werden. Denn „je weiter Elternschaft in den Bereich individueller Disposition rückt, desto stärker wirken im Zuge der Individualisierung der Familienentwicklung biographische Vorerfahrungen, situative Merkmale der aktuellen Lebenssituation und gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf den Entscheidungsprozess ein“ (ebd.: 179).

In welchen Punkten lassen sich diese verschiedenen Positionen nun zusammenfügen? Unbestritten ist, dass die sich im sozialen Kontext vollziehende Handlung immer von den schon bestehenden strukturellen Bedingungen, den „sozialen Fakten“ wie *Huinink* (1995) es nennt, abhängig ist.⁵ Die in der spezifischen Situation dem Akteur zur Wahl stehenden Handlungsalternativen sind auf zahlreiche „Voreinstellungen“ zurückzuführen. Diese reichen von genetischen Dispositionen über kumulierte Lebenserfahrungen bis hin zu institutionellen Vorgaben des gesellschaftlichen Kontextes (*Huinink* 1995: 68). Die individuelle Familienentwicklung steht dabei in einer dynamischen Beziehung zu Prozessen in anderen Bereichen des Lebenslaufs, wie dem Bildungs- oder Erwerbsverlauf. Wie *Birg* in seiner biographischen Theorie der Fertilität argumentiert, so halten auch *Huinink* (1990: 239) und *Burkart* (1994) fest, dass die zu einem bestimmten biographischen Zeitpunkt zur Verfügung stehenden Optionen stets von vorangegangenen biographischen Entscheidungen beeinflusst werden. Wir können also stets zwischen Alternativen wählen, aber wir können in der entsprechenden Entscheidungssituation nicht mehr die Alternativen wählen, zwischen denen wir uns entscheiden. Das individuelle Handeln ist daher stets in Beziehung zu setzen einerseits zu anderen Bereichen des Lebenslaufs und vorangegangenen biographischen Erfahrungen sowie andererseits zu den kulturellen und strukturellen Rahmenbedingungen, die individuelles Handeln entscheidend prägen. Diese Faktoren stellen dabei einen situationalen Rahmen dar, der als stabilisierendes Moment individuellen Handelns wirkt (*Huinink* 1995: 66ff).

Festzuhalten bleibt daher, dass der Einzelne oder das Paar in ihrer Entscheidung nicht völlig frei von sozialen und biographischen Zwängen sind. Jedoch ist ebenso wenig davon auszugehen, dass es sich hier ausschließlich um einen Strukturzwang handelt, der den Einzelnen unabhängig von eigenen Präferenzen in seinem Handeln determiniert. Oder wie *Luckmann* (1992: 5) zusammenfasst: Individuelles Handeln ist zwar „von einem gesellschaftlichen ‚Zaun‘ umgeben, trotzdem wird es vom ein-

⁵ Dabei ist jedoch von einer Wechselwirkung individueller Handlungsprozesse und sozialer Strukturen auszugehen, die ein interdependentes Verhältnis von Mikro- und Makroebene beschreibt. Das heißt soziale Strukturen prägen nicht einseitig individuelles Handeln, sondern gleichzeitig wirkt das individuelle Handeln auf die sozialen Strukturen zurück und bewirkt dadurch gesellschaftlichen Wandel auf der Makroebene (vgl. strukturell-individualistischer Ansatz, *Huinink* 1995: 41f).

zelen (von seinem Willen, seinen Interessen, mit seinem Wissen) gestaltet“ (zit. nach Schneider 1994: 264).

Die Entscheidung, ob und wie viele Kinder man bekommt, wird daher nicht individuell und isoliert getroffen, sondern ist eingebettet in einen übergeordneten sozialen Kontext. Die Entscheidung ist einerseits beeinflusst von gesamtgesellschaftlichen Vorgaben und Rahmenbedingungen, andererseits spielen individuelle Bedingungen sowie biographische Erfahrungen eine Rolle (*Helfferrich et al.* 2001: 216).

3 Forschungsstand zum Kinderwunsch

Im folgenden Kapitel wird ein Überblick über den Forschungsstand zum Kinderwunsch in der Bundesrepublik bis 1989 und in der ehemaligen DDR gegeben. Die Arbeiten zum Kinderwunsch in der ehemaligen BRD und DDR weisen unterschiedliche Charakteristiken auf, auf die in diesem Kapitel näher eingegangen werden. Im Mittelpunkt steht eine Beschreibung der Herangehensweise an dieses Forschungsthema. Es interessiert, in welcher Art und unter welchem Fokus die Arbeiten zum Kinderwunsch in der Bundesrepublik im Vergleich zur DDR durchgeführt wurden. In diesem Kapitel werden deshalb keine Ergebnisse referiert. Eine Darstellung von Ergebnissen verschiedener Studien wird in die nachfolgenden Kapitel eingebunden.

Die Arbeiten zum Kinderwunsch in der Bundesrepublik, das kann vorweg genommen werden, sind sehr vielfältig. Deshalb kann nur ein Überblick gegeben werden. Der Forschungsstand der DDR zum Kinderwunsch wird demgegenüber ausführlicher beschrieben. An diese Darstellungen schließt sich ein kurzer Überblick zu aktuellen Untersuchungen und Beiträgen zum Kinderwunsch an. Abschließend folgen Anmerkungen zur Validität des Kinderwunsches.

3.1 Forschungsarbeiten zum Kinderwunsch in der BRD bis 1989

Seit 1964 sank die Geburtenrate in der Bundesrepublik. Das dadurch steigende Interesse an Bevölkerungsfragen spiegelte sich bald in einer Vielzahl von empirischen Untersuchungen wider, die sich mit den Ursachen und Folgen der Veränderungen im generativen Verhalten beschäftigten. In den alten Bundesländern wurden seit Mitte der 1970er Jahre zahlreiche Studien auf diesem Gebiet durchgeführt, ebenso übrigens in den europäischen Nachbarländern, die einen ähnlich hohen Geburtenrückgang zu verzeichnen hatten, wie beispielsweise Frankreich, die Schweiz und vor allem Österreich.

In der Bundesrepublik beteiligten sich an den Untersuchungen über Ursachen und Folgen des veränderten generativen Verhaltens unterschiedliche Disziplinen – vor allem sind hier die Demographie, Soziologie und Psychologie zu nennen, die sich jedoch weitgehend unabhängig voneinander diesem Themenbereich widmeten (*Huinink* 1990, *Kiefl* und *Schmid* 1985). Einen guten Überblick über die bis Mitte der 1980er Jahre durchgeführten Studien geben *Kiefl* und *Schmid* (1985). Über die in dieser Zeit entwickelten Theorien und Modelle zum generativen Verhalten berichtet die Arbeit von *Stöbel-Richter* (2000).

In der Bundesrepublik wurden in den 1970er Jahren kleinere Querschnittsuntersuchungen zum Kinderwunsch und zur Kinderzahl in den Familien durchgeführt. Beispielhaft sind hier die Untersuchungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, die Arbeit zum Frauenalltag und Kinderwunsch von *Urdze* und *Rerrich* sowie die Studien von *Rosenstiel* und Mitarbeitern zu nennen. Der folgende Abschnitt stellt diese Untersuchungen kurz vor.

Die Befragungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung zu Familienbildungsprozessen waren als Längsschnittuntersuchung (Panel) konzipiert. Es fanden mehrere Befragungswellen im Zeitraum von 1974/75 bis 1988 statt. Befragt wurden in ausgewählten Bundesländern ausschließlich Frauen, die in erster Ehe verheiratet waren, zu Planung und Realisierung der Familiengründung. Im Mittelpunkt stand die Frage, ob sich gleichaltrige Frauen verschiedener Geburtsjahrgänge in ihren generativen Einstellungen und Verhaltensabsichten unterscheiden. Der Fokus lag bei dieser Untersuchung also auf Kohorteneffekten bezüglich generativer Einstellungen.⁶

Im Unterschied dazu fokussierte die Arbeit von *Urdze* und *Rerrich* (1981) den Aspekt der Familienerweiterung. Es wird der Frage nachgegangen, warum sich Mütter für oder gegen ein zweites Kind entscheiden. Es interessierte besonders, ob und welche systematischen Unterschiede zwischen den Frauen zu finden waren, die sich ein weiteres Kind wünschten und jenen Frauen, die ihre Familie auf ein Kind beschränken wollten. Die Untersuchung begann 1976 mit einer standardisierten Befragung von 300 verheirateten Frauen mit einem Kind im südbayrischen Raum. Diese standardisierte Befragung hinterließ nach Meinung der Autoren jedoch viele offene Fragen, so dass im Rahmen einer zweiten Untersuchungsphase ein Perspektivwechsel erfolgte. Nun wurde eine Betrachtungsweise gewählt, die am Alltag der Frauen ansetzte. Dabei rückte die Frage, was es für das Leben der Frau bedeutet, ein Kind zu bekommen, in den Vordergrund. Dazu wurden in dieser zweiten Untersuchungsphase mit einem Teil der Frauen aus der ersten Stichprobe zentrierte Tiefeninterviews geführt.

Für eine Analyse der Ursachen des Geburtenrückgangs wurden in einer weiteren Studie unter Leitung der Arbeitsgruppe von *Lutz von Rosenstiel* in erster Ehe verheiratete Paare im Raum Bayern befragt. Es wurde angenommen, dass das generative Verhalten vor allem durch die Paarinteraktion determiniert wird. Deshalb fand zusätzlich zur getrennten Befragung beider Ehepartner eine gemeinsame Befragung statt (so genanntes Y-Befragungsdesign). Überprüft werden sollte, inwieweit das von den Autoren konzipierte motivationspsychologische Modell zur Erklärung und Prognose des generativen Verhaltens – operationalisiert mit dem Kinderwunsch der Ehepaare – beitragen kann (*Rosenstiel* 1978, *Kiefl* und *Schmid* 1985: 80ff, *Stöbel-Richter* 2000: 39ff).

Mit den vorangegangenen Beschreibungen einer Auswahl der in der Bundesrepublik durchgeführten Studien zum generativen Verhalten sollte ein Einblick in die Konzeption derartiger Untersuchungen gegeben werden. Typisch für die Bundesrepublik war eine Vielzahl kleinräumiger Studien mit kleinem Stichprobenumfang. Kaum eine der durchgeführten Studien zum generativen Verhalten war für das gesamte Bundesgebiet repräsentativ.⁷

Die Untersuchungen zur Kinderzahl und zum Kinderwunsch wurden überwiegend auf die Befragung von *Frauen*, insbesondere auf *verheiratete* Frauen beschränkt. Begründet wurde die ausschließliche Befragung von Frauen damit, dass ihnen bei generativen Entscheidungen ein größeres Gewicht zukommen würde (*Kiefl* und *Schmid* 1985: 51). Die damit unterstellte Abhängigkeit generativer Entscheidungen von nur einem Partner, der Frau, wurde in späteren Studien, so auch in der Studie von *Rosenstiel*, mehr und mehr problematisiert. Die Beschränkung der meisten Studien auf *verheiratete*

⁶ Weitere Informationen, vor allem zu den erfragten Sachverhalten und den Ergebnissen dieser Studie, sind in dem erwähnten Buch von *Kiefl* und *Schmid* (1985: 60ff) und in dem Artikel von *Pohl* (1985) zu finden.

⁷ Anzumerken ist allerdings, dass repräsentative Erhebungen nur dann notwendig sind, wenn Aussagen über Verteilungen von Merkmalen, Einstellungen oder Meinungen in der Bevölkerung gemacht werden sollen. Ist hingegen die Modellüberprüfung wie in der beschriebenen Untersuchung von *Rosenstiel* das Ziel, ist eine Zufallsstichprobe der gesamten Bundesrepublik nicht erforderlich.

Frauen ist wiederum mit der Tatsache zu erklären, dass der überwiegende Teil der Kinder in der Bundesrepublik in Ehen geboren wurde und auch immer noch wird.⁸

Die Einsicht in die Bedeutung individueller Verarbeitungsprozesse bei Entscheidungen in Bezug auf das generative Verhalten führte bald zu einer Intensivierung der qualitativ angelegten Forschung. Dominierten vorher vor allem quantitative Erhebungen zum Kinderwunsch und zur Kinderzahl, nahm „das Gewicht qualitativer Studien in der Geburtenforschung (...) daher zu. Sie erfolgen nicht mehr in der einfachen Weise vergangener Kinderwunschforschung.“ (Huinink 1990: 254) Die Studie von Urdze und Rerrich ist dafür ein Beispiel. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang auch die Arbeiten von Nave-Herz (1988, 1990) über kinderlose Ehen.

In diesem Zusammenhang nahmen auch psychologische Untersuchungen bei der Erforschung des generativen Verhaltens einen immer größeren Stellenwert ein (Kiefl und Schmid 1985: 29). Der international wohl bekannteste Ansatz ist der „Value of Children“-Ansatz von Hoffman und Hoffman als eine sozialpsychologische Variante der ökonomischen Kosten-Nutzen-Analyse. Hoffman und Hoffman (1973) untersuchen in ihrem Ansatz den Wert von Kindern für ihre Eltern. Es wird danach gefragt, welche Funktionen Kinder erfüllen und welche Bedürfnisse sie bei ihren Eltern befriedigen. Damit wird die inhaltliche Bedeutung, die Kinder für ihre Eltern haben, hinterfragt. Standen vorher rein quantitative Aspekte des Kinderwunsches im Vordergrund, sind damit Bestrebungen zu erkennen gewesen, auch qualitative Aspekte des Kinderwunsches einzubeziehen. Unter dem Stichwort VOC (Value of Children) kam es zu verschiedenen Arbeiten, die sich mit den Vor- und Nachteilen bzw. Kosten und Nutzen von Kindern beschäftigten (Hoffmann-Nowotny et al. 1984).

Ab Ende der 1970er Jahre begannen in der Bundesrepublik Datenprojekte wie das Panel des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, das Sozioökonomische Panel und das Lebensverlaufsprojekt des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung. Diese Erhebungen ermöglichten Längsschnittuntersuchungen zur Familienbildung und -entwicklung. Mit Hilfe von Paneluntersuchungen konnte jetzt auch die Fragwürdigkeit der Stabilität des Kinderwunsches belegt werden (Huinink 1990: 254, vgl. auch Vaskovics 1994: 85, Hoffman-Nowotny 1984: 85). Gleichzeitig konnten sich gegen Ende der 1970er Jahre kohortenbezogene Analysen etablieren. Im Unterschied zu anderen Ländern, beispielsweise den USA, hatte die kohortenbezogene, soziodemographische Forschung auf Basis amtlicher Daten (Mikrozensus) in der Bundesrepublik bis dato keine Tradition (Huinink 1990: 243).⁹

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich in der Bundesrepublik vielfältige Ansätze zur Erforschung des generativen Verhaltens herausgebildet haben. Ab Mitte der 1970er Jahre entstanden zahlreiche Theorieansätze, mit denen sich den Ursachen des Geburtenrückgangs aus unterschied-

⁸ Im Gegensatz zur DDR war der Anteil nichtehelich geborener Kinder in der Bundesrepublik wesentlich geringer. In Westdeutschland ist das Verhaltensmuster „Ehe, wenn Kinder“ weitgehend erhalten geblieben. Eine Entkopplung dieser Bereiche deutet sich nicht an, auch wenn der Anteil nichtehelich geborener Kinder in Westdeutschland von 1970 bis 2001 von 5,5 % auf 19,6 % angestiegen ist. Obwohl es in den demographischen Entwicklungen weitgehend eine Ost-West-Annäherung gibt, ist diese Differenz bestehen geblieben. In den 1990er Jahren ist der Anteil nichtehelich Geborener in Ostdeutschland nochmals angestiegen und lag im Jahr 2001 bei 54 %. Der sehr viel höhere Anteil nichtehelich geborener Kinder in der DDR deutete auf einen sozialpolitischen Mitnahmeeffekt hin. In der DDR lohnte es sich als Mutter nicht zu heiraten, da die DDR-Regierung familienpolitische Regelungen zum besonderen Schutz alleinstehender Mütter bereithielt. Diese Vorteile konnten Frauen in Anspruch nehmen, auch wenn sie mit einem Partner unverheiratet zusammenlebten (BiB 2004: 29, Huinink und Wagner 1995: 168).

⁹ Der Mikrozensus ist eine 1-Prozent-Bevölkerungsstichprobe, die in der Bundesrepublik bereits seit 1957 erhoben wird. Ab den 1970er Jahren wurde seitens der Wissenschaft der große Nutzen der regelmäßig erhobenen Großstichproben der amtlichen Statistik erkannt. Seit 1972 ist der Mikrozensus in Form einer 70-Prozent-Substichprobe wissenschaftlichen Analysen zugänglich.

lichen Perspektiven genähert wurde. Die Bundesrepublik zeichnete sich damit durch eine Perspektivenvielfalt auf dem Gebiet der Erforschung des generativen Verhaltens aus.

Wie sah nun im Unterschied dazu die Untersuchung des generativen Verhaltens in der ehemaligen DDR aus? Welche Besonderheiten lassen sich hier erkennen?

3.2 Forschungsarbeiten zum Kinderwunsch in der DDR

In der DDR begannen die Geburtenraten seit den 1970er Jahren zu sinken. Ab 1972 war die einfache Reproduktion der Bevölkerung nicht mehr gesichert. Die steigende Bedeutung, die nun Fragen der Bevölkerungsentwicklung beigemessen wurde, fand ihren Ausdruck in der Gründung eines wissenschaftlichen Rates für Fragen der Sozialpolitik und Demographie im Jahr 1974 und der Gründung eines Instituts für Soziologie und Sozialpolitik (*ISS*) mit einem Bereich für Bevölkerungsentwicklung im Jahr 1978. Diese Institutionen konzentrierten sich auf die Bearbeitung theoretischer Probleme der Bevölkerungsentwicklung und daraus abzuleitender Konsequenzen für die Bevölkerungspolitik (*Speigner und Winkler* 1986). Anders als die Bundesrepublik, die an Ursachen und Folgen des Geburtenrückgangs interessiert war, verfolgten die Forschungen zum generativen Verhalten in der DDR damit das Ziel, politische Maßnahmen und Handlungsstrategien zu entwickeln, um den sinkenden Geburtenraten entgegen zu wirken.

Im Gegensatz zur Bundesrepublik waren dabei psychologische Untersuchungen nicht üblich. In der DDR wurden die Forschungen zum generativen Verhalten fast ausschließlich durch demographische und soziologische Fragestellungen geleitet. Nicht individuelle Persönlichkeitsstrukturen, sondern typische soziale Erscheinungen, Entwicklungen und gruppenspezifische Verhaltensweisen wurden in den Vordergrund gestellt, weshalb der Psychologie insgesamt ein geringer Stellenwert in der DDR zukam (*Cromm* 1998: 429f).

Die Sicherung der einfachen Reproduktion stellte eine langfristige Zielstellung der Bevölkerungs- und Familienpolitik der DDR dar. Seit Beginn der sinkenden Fruchtbarkeitsraten war daher die Einflussnahme auf die Geburtenrate eine der wichtigsten Aufgaben. Die Sicherung der einfachen Reproduktion der Bevölkerung mache es erforderlich, so die Schlussfolgerung, die Zwei- und Drei-Kind-Familie anzustreben sowie Kinderlosigkeit und die Ein-Kind-Familie zurückzudrängen. Das gesellschaftliche Erfordernis bestehe langfristig darin, „in den Familien wieder stärker den Wunsch nach mehreren Kindern zu entwickeln, das heißt, die Bereitschaft der Eltern zum zweiten Kind zu stabilisieren und in einem bestimmten Maße den Wunsch nach einem dritten Kind zu entwickeln.“ (*Hoffmann* 1983: 1)

Die Forschungsarbeiten zum generativen Verhalten verfolgten daher die Ziele, Hinweise zur Stimulierung des Kinderwunsches und seiner Realisierungsbedingungen zu erbringen und Schlussfolgerungen zu ziehen, „wie noch wirkungsvoller ein ‚demographisches Klima‘ geschaffen werden kann, das Kinder als Teil des Sinns und Glücks einer Ehe und als Ausdruck der Liebe des Partners hervorhebt“ (*ISS* 1979: 3).

Der Bereich der Bevölkerungsentwicklung des Instituts für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften widmete der demographischen und soziologischen Erforschung des generativen Verhaltens zwei umfangreiche Untersuchungen. 1982 und 1987 wurden die beiden sogenannten *Kinderwunschstudien* mit dem Anspruch, repräsentative Aussagen für die Bevölkerung der DDR zu erzielen, durchgeführt. Das Anliegen dieser Untersuchungen bestand zum einen in einer differenzierten Bestimmung des Kinderwunsches sowie der Bedingungen

seiner Erfüllung und zum anderen in einer Wirkungsanalyse bevölkerungspolitischer Maßnahmen (Hoffmann und Trappe 1990: 44).

3.2.1 Soziale Determination generativen Verhaltens

Die verschiedenen Wissenschaften, so auch die Bevölkerungswissenschaft, basierten in der DDR auf der marxistisch-leninistischen Philosophie. Die DDR-Demographen versuchten auf Grundlage dieses theoretischen Ansatzes die Bevölkerungsprozesse zu erfassen. Dabei konnten sie, und mussten in gewisser Weise auch, auf eine Reihe von Grundsätzen und Ansatzpunkten der Klassiker zurückgreifen (Cromm 1998: 285ff). Ausgangspunkt der Untersuchungen war, dass jegliches Handeln, so auch im generativen Bereich, von den gesellschaftlichen Verhältnissen determiniert wird. Den gesellschaftlichen Bedingungen wurde daher für den Kinderwunsch und das reproduktive Verhalten eine wesentliche Bedeutung zugemessen. Wie viele Kinder die Frauen in bestimmten Entwicklungsstufen der Bevölkerung zur Welt bringen, sei wesentlich von den gesellschaftlichen Umständen, unter denen sie leben, abhängig. Diese gesellschaftlichen Umstände definieren sich aus den Lebensbedingungen der Menschen und den Werten der Gesellschaft (Speigner et al. 1987: 8). Der Schwerpunkt der Forschungen zum generativen Verhalten lag deshalb in der „Erklärung des Reproduktionsverhaltens der Familien aufgrund seiner sozialen Faktoren (...)“ (Hoffmann 1979: 2).

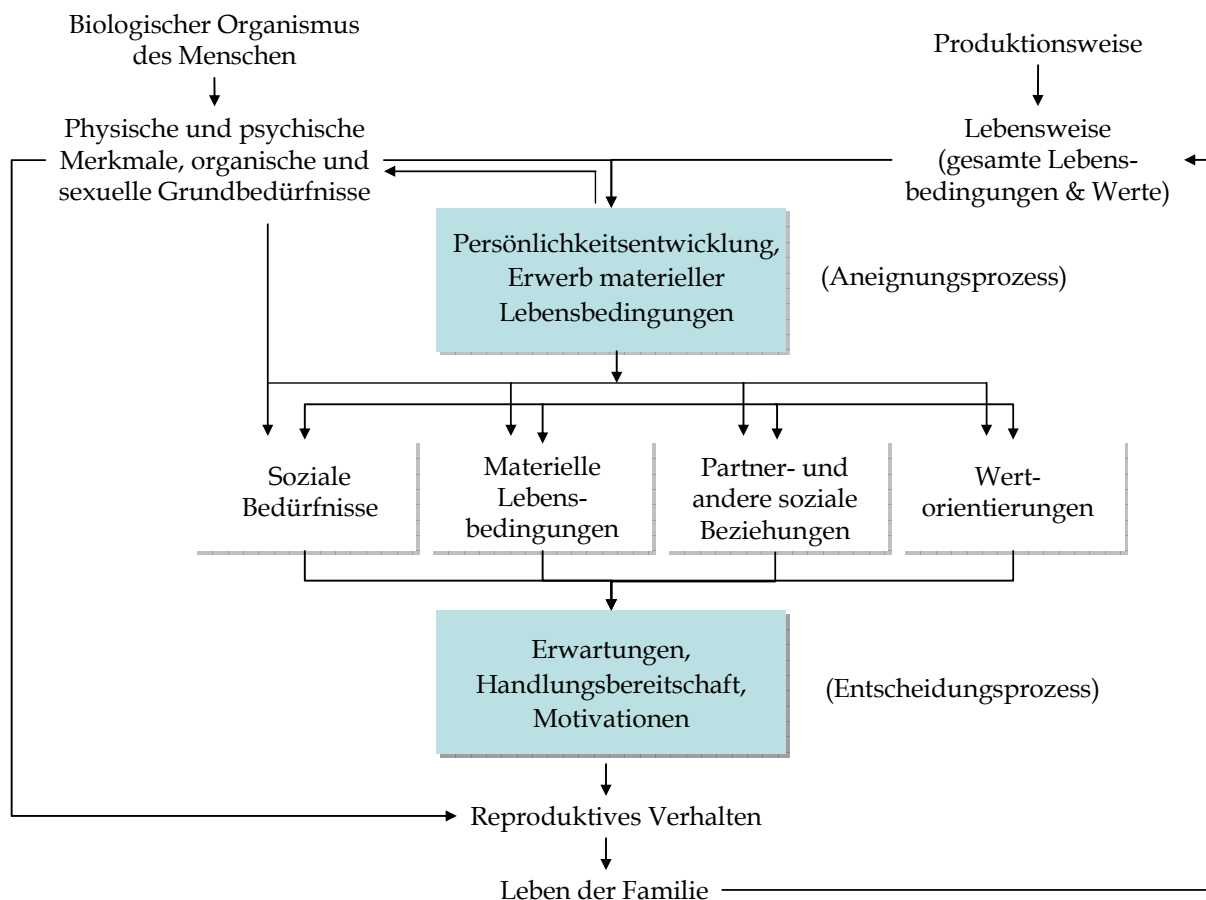
Das generative Verhalten wurde als Ergebnis eines Entscheidungsprozesses von Mann und Frau begriffen. Diesen Entscheidungen gehen Wertungen der gesellschaftlichen Bedingungen und der konkreten individuellen familialen Situation voraus und sind daher gesellschaftlich bestimmt (Speigner et al. 1987: 68). Es dürfen daher nicht irrtümlich die demographischen Prozesse *direkt* auf die materiellen Verhältnisse zurückgeführt werden. Die gesellschaftlichen Bedingungen werden erst dann wirksam und verhaltensbestimmend, wenn sie durch die Individuen angeeignet worden sind. Aneignung in diesem Zusammenhang bezieht sich auf die subjektive Reflexion gesellschaftlich-materieller und -ideeller Verhältnisse.

Aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen und Werten gehen im Prozess ihrer Aneignung durch die Individuen folgende Faktoren hervor, die das generative Verhalten der Individuen determinieren. Es handelt sich dabei um:

- die materiellen und ideellen Lebensbedingungen,
- die allgemeine Bedürfnisstruktur mit dem sozialen Grundbedürfnis, Kinder zu haben und
- die auf das Kinderhaben gerichteten Wertorientierungen (vgl. Speigner et al. 1987: 64f).

Diese drei Faktoren stellten die *Vermittlungsglieder* zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem reproduktiven Verhalten der Individuen dar und galten als *Determinanten* des reproduktiven Verhaltens. Indem die gesellschaftlichen Lebensbedingungen und Werte über diese drei Vermittlungsglieder auf eine bestimmte Handlungsbereitschaft einwirken, wird das individuelle Handeln, hier das generative Verhalten, sozial gesteuert. Das Ergebnis der Handlungen der einzelnen Individuen und Paare ist eine Geburtenentwicklung, die von den sozioökonomischen Bedingungen der Gesellschaft abhängig ist.

Die soziale Determination des generativen Verhaltens fassen Speigner et al. (1987: 69) in Abbildung 1 zusammen.

Abb. 1: Soziale Determination des reproduktiven Verhaltens nach Speigner

Quelle: Speigner et al. 1987: 69

Da die Zielstellung der Bevölkerungs- und Familienpolitik langfristig darin bestand, die einfache Reproduktion der Bevölkerung zu gewährleisten, wurde in Anbetracht der sinkenden Geburtenraten eine Beeinflussung der demographischen Prozesse notwendig.¹⁰ Die Möglichkeit der Beeinflussung demographischer Prozesse leitete sich aus den theoretischen Annahmen der sozialen Determination des generativen Verhaltens ab. Da die sozialistische Bevölkerungstheorie zugrunde legt, dass das generative Verhalten im Wesentlichen über die drei Vermittlungsglieder Wertorientierungen, Bedürfnisse und Lebensbedingungen bestimmt wird, muss eine Bevölkerungspolitik, die auf das generative Verhalten Einfluss nehmen will, an diesen drei Faktoren ansetzen.

3.2.2 Idealer und realer Kinderwunsch

Wie bereits beschrieben, bildeten die Faktoren Lebensbedingungen, Bedürfnisse und Wertorientierungen die zentralen Determinanten der Theorie zum generativen Verhalten der Individuen. Dabei galten die materiellen und ideellen Lebensbedingungen als *objektive Faktoren*, Bedürfnisse und Wertorientierungen als *subjektive Faktoren* des generativen Verhaltens.

¹⁰ Die Untersuchungen über die optimale Bevölkerungszahl waren bis zum Ende der DDR nicht abgeschlossen, deshalb wurde an dem Ziel der einfachen Reproduktion der Bevölkerung, also dem vollständigen Ersatz der Elterngeneration, festgehalten.

Wertorientierungen wurden als subjektive Ausprägungen gesellschaftlicher Normen, Werte und Leitbilder definiert. Die individuelle, auf Kinder bezogene Wertorientierung sei eine Determinante des Reproduktionsverhaltens, die sich in enger Beziehung zum gesellschaftlichen Wert des Kindes herausbildet. Die Bedingungen und Voraussetzungen, die von der Gesellschaft für das Zusammenleben mit Kindern garantiert werden, seien Ausdruck einer gesellschaftlichen Wertschätzung und als solche ein bedeutsamer Einflussfaktor im Prozess der Herausbildung individueller Wertorientierungen (Speigner et al. 1987: 79f).

Die Wertorientierung, die auf die eigene Kinderzahl gerichtet ist und eine latente Bereitschaft zum reproduktiven Verhalten ausdrückt, lässt sich empirisch im *idealen Kinderwunsch* fassen. Der ideale Kinderwunsch kann in ein persönliches und ein gesellschaftliches Ideal unterschieden werden. Die Ausprägung des idealen Kinderwunsches in Form des *persönlichen Ideals* reflektiere vor allem die persönliche Einstellung zu Kindern. Mit dem idealen Kinderwunsch in Form des *gesellschaftlichen Ideals* werde dagegen vielmehr das gesellschaftliche Interesse an Kindern erfasst. Die Ausprägungen dabei spiegeln vor allem vorherrschende gesellschaftliche Normen und Werte wider (Cromm 1998: 430). Ein höherer idealer Kinderwunsch als Ausdruck einer höheren Wertorientierung drückt sich empirisch auch in einem stärkeren Bedürfnis nach Kindern aus und bewirkt damit auch einen höheren *realen Kinderwunsch*. Während der ideale Kinderwunsch noch weitgehend abstrakt von den konkreten individuellen Lebensbedingungen bleibt, nimmt der reale Kinderwunsch auf die konkreten Lebensumstände viel stärker Bezug. Beide Größen zusammen wirken als subjektive Steuergröße der familialen Kinderzahl (Dorbritz 1991: 65).

Während sich im idealen Kinderwunsch die *qualitative* Seite der Wertorientierungen widerspiegelt, tritt im realen Kinderwunsch der *quantitative* Aspekt des Bedürfnisses, Kinder zu haben, hervor. Die Stärke des realen Kinderwunsches entscheidet also darüber, wie viele Kinder in der Familie geboren werden. Der reale Kinderwunsch wurde als eigenständige, habituelle Verhaltensdeterminante im generativen Prozess aufgefasst – er fungiert als Triebkraft menschlichen Handelns (Speigner et al. 1987: 102) und wird daher oft auch als die Hauptdeterminante des generativen Verhaltens definiert (Dorbritz 1987: 195 in Cromm 1998: 430).

Anzumerken ist, dass sich die in diesem Abschnitt dargestellte Unterscheidung zwischen idealem und realem Kinderwunsch nicht nur auf die Kinderwunschuntersuchungen in der DDR beschränkt. Die verschiedenen Konzepte des Kinderwunsches werden genauer in Abschnitt 3.4 in diesem Kapitel vorgestellt.

Weiterhin wurde das Bedürfnis, Kinder zu haben, als ein *soziales Grundbedürfnis* verstanden. Dieses Grundbedürfnis beruhe weniger auf dem biologischen als vielmehr auf dem sozialen Wesen des Individuums: „Das Bedürfnis, Kinder zu haben (...) kann man nicht auf ein Bedürfnis nach Fortpflanzung reduzieren, denn der soziale Prozess (der) Reproduktion des menschlichen Lebens (umfasst) nicht nur die Zeugung und Geburt von Kindern, sondern auch ihre Herausbildung zu Mitgliedern der spezifischen Gesellschaft, in der die Eltern leben. Die für diesen gesamten Prozess bestimmenden gesellschaftlichen Verhältnisse entscheiden über die Ausprägung des Bedürfnisses, Kinder zu haben. Daher ist davon auszugehen, dass dieses Bedürfnis, Kinder zu haben, zu verstehen ist als das soziale Bedürfnis, Kinder zu zeugen, zu gebären, zu erziehen und zu betreuen.“ (ISS 1979: 8)

3.2.3 *Herausbildung und Stabilität des Kinderwunsches*

Man ging weiterhin von der Annahme aus, dass sich der Kinderwunsch etwa gegen Ende des zweiten und Anfang des dritten Lebensjahrzehnts, spätestens aber bis zum 25. Lebensjahr herausbildet. Von

entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Kinderwunsches ist die subjektive Reflexion vergangener, gegenwärtiger und mit Geburt des Kindes zu erwartender Lebensbedingungen.

Ist der Kinderwunsch einmal ausgeprägt, so die Annahme, bleibt er im weiteren Lebensverlauf relativ stabil bestehen (*Hoffmann* 1983: 7). Diese Tendenz der relativen Beständigkeit des Kinderwunsches über die Lebensphasen sei dabei bei zukünftigen sozialpolitischen Konzeptionen zur Stimulation des generativen Verhaltens zu beachten. Eine Beeinflussung des Kinderwunsches, so die Schlussfolgerung, ist im Wesentlichen nur in der Phase seiner Herausbildung möglich, „da er in den weiteren Lebensphasen unabhängig von Veränderungen der Lebensbedingungen und Wertorientierungen relativ stabil bestehen bleibt“ (ebd.: 8).

Ein Vergleich zwischen geäußertem Kinderwunsch und tatsächlichem Fruchtbarkeitsniveau ergab außerdem eine hohe Erfüllungsquote des Kinderwunsches, die um die 93 % lag (*Dorbritz* 1991: 67, *Hoffmann* und *Trappe* 1990: 49).

Diese Messungen und Annahmen sind aus heutiger Sicht zu relativieren. Für die Untersuchung der Stabilitätsannahme der Ausprägung des Kinderwunsches wären Längsschnittuntersuchungen, insbesondere Paneluntersuchungen nötig gewesen, die es in der DDR jedoch nicht gab. Außerdem erfolgten die Messungen des Kinderwunsches nicht zu Beginn des fertilen Alters, also in der Phase seiner vermeintlichen Entstehung und Verfestigung, sondern häufig erst gegen Ende der fertilen Phase. Anpassungseffekte des Kinderwunsches an die tatsächliche Kinderzahl sind dadurch nicht auszuschließen. Auch dieser Effekt ist nur mit Längsschnittuntersuchungen zu umgehen. Berechtigung fand jedoch diese Vorgehensweise durch die Annahme der altersstabilen Ausprägung des Kinderwunsches, die nach heutigem Kenntnisstand allerdings zu widerlegen ist (vgl. dazu *Hoffmann* und *Trappe* 1990: 45ff, *Dorbritz* 1991: 65f, *Cromm* 1998: 433).

Abschließend soll noch einmal die Spezifik der Erforschung des generativen Verhaltens in der DDR im Unterschied zur Bundesrepublik zusammengefasst werden.

Die Grundlage jeglicher Wissenschaften, so auch der Bevölkerungswissenschaft, bildete in der DDR die marxistisch-leninistische Philosophie. Aus dieser Grundlage leitete sich der Schwerpunkt der Forschungen zum generativen Verhalten ab: die Erklärung des generativen Verhaltens aufgrund seiner sozialen Faktoren.¹¹ Die Untersuchungen dazu wurden in der DDR von soziologischen und demographischen Fragestellungen dominiert. Im Unterschied zur Bundesrepublik spielten psychologische Untersuchungen kaum eine Rolle. An den Forschungen zum generativen Verhalten in der Bundesrepublik waren dagegen zahlreiche Disziplinen beteiligt, die sich jedoch weitgehend unabhängig voneinander diesem Themenbereich widmeten.

Im Unterschied zur Bundesrepublik verfolgten die Untersuchungen zum generativen Verhalten in der DDR die Intention, politische Maßnahmen zu entwickeln, die den Kinderwunsch in den Familien stimulieren. Insbesondere wurde das Ziel verfolgt, die Bereitschaft der Eltern zum zweiten Kind zu stabilisieren und in einem bestimmten Maß den Wunsch nach einem dritten Kind zu entwickeln. Letztendliches Ziel war, den sinkenden Geburtenraten, mit denen auch die DDR ab den 1970er Jahren konfrontiert war, entgegenzuwirken, um die einfache Reproduktion der Bevölkerung sicherzustellen.

Die DDR widmete in den 1980er Jahren der Erforschung des generativen Verhaltens zwei umfangreiche, vergleichbare Studien. Während sich die erste Befragung 1982 lediglich auf Frauen bezog, wurden in der zweiten Kinderwunschbefragung 1987 auch Männer einbezogen. Im Gegensatz zur

¹¹ Während in der Bundesrepublik vorwiegend mit dem Begriff des generativen Verhaltens gearbeitet wurde, verwendeten die DDR-Bevölkerungswissenschaftler dafür den Begriff des reproduktiven Verhaltens.

Bundesrepublik, in der gegen Ende der 1970er Jahre erste Längsschnittuntersuchungen begannen, waren derartige Untersuchungen in der DDR nicht üblich. Das führte auch dazu, dass die Annahme der altersstabilen Ausprägung des Kinderwunsches, im Gegensatz zur Bundesrepublik, beibehalten wurde.

Dies hatte wiederum Auswirkungen auf die Vorhersagekraft, die den Kinderwunschemessungen im Hinblick auf die tatsächliche Kinderzahl der Familien zugeschrieben wurde. Während in der DDR die Ausprägung des realen Kinderwunsches als altersstabil galt und als Hauptdeterminante des generativen Verhaltens beschrieben wurde, wurde den Kinderwunschemessungen zur Vorhersage der tatsächlichen Fertilität in der Bundesrepublik skeptischer begegnet: Der Kinderwunsch wurde hier als eine nur kurzfristig stabile Einstellung definiert und galt deshalb als Vorhersage(instrument) eher unbrauchbar (*Cromm* 1998: 433). An dieser Stelle eröffnet sich bereits eine interessante Diskussion, die jedoch erst an späterer Stelle fortgeführt wird. Auf die Validität des Kinderwunsches im Hinblick auf seine tatsächliche Realisierung wird im Kapitel 3.4 genauer eingegangen.

Der folgende Abschnitt stellt nun aktuelle Untersuchungen und Beiträge zum Kinderwunsch vor.

3.3 Aktuelle Untersuchungen zum Kinderwunsch

Die Auswahl der in diesem Abschnitt vorgestellten Studien zum Kinderwunsch erfolgte nach dem Kriterium der Relevanz für die eigene (Sekundär-)Analyse. Meines Wissens gibt es jedoch nur wenige Arbeiten, die sich direkt mit dem Kinderwunsch als zu erklärende Variable beschäftigen. Dagegen gibt es eine Vielzahl von Untersuchungen, die das konkrete Ereignis der Geburt eines Kindes in den Mittelpunkt ihrer Analysen stellen (siehe dazu beispielsweise die Arbeiten von *Blossfeld/Huinink* und *Blossfeld/Huinink/Rohwer* 1989, 1991; *Schwarz* 1990, *Kreyenfeld* 2002, 2004).

Es werden in diesem Abschnitt drei Untersuchungen zum Kinderwunsch vorgestellt: die Verbundstudie über Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und deren Kinderwunsch von *Schneewind* und *Vaskovics et al.*, die Untersuchung von *Stöbel-Richter* zum Kinderwunsch als Intention und eine erst kürzlich erschienene Analyse zum Kinderwunsch und seinen Determinanten von *Ruckdeschel*.

Die nachfolgenden Überschriften orientierten sich am Titel der jeweiligen Untersuchung. Auch an dieser Stelle wird auf eine Darstellung der Ergebnisse dieser Arbeiten verzichtet, da die Aufmerksamkeit wieder der Konzeption dieser Studien gilt.

3.3.1 Kinderwunsch und Elternschaft - zum Theoriemodell einer soziologischen Untersuchung

Die Verbundstudie „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“ von *Schneewind* und *Vaskovics et al.* (1996 sowie *Vaskovics* 1994) untersucht den Kinderwunsch junger Ehepaare sowie den Übergang zur Elternschaft über einen Zeitraum von sechs Ehejahren. Dabei gehen die Autoren der Studie davon aus, dass die Bearbeitung des Themas „Familienbildungsprozesse“ eine multidisziplinäre Herangehensweise erfordert. Deshalb teilt sich diese Studie in eine soziologische Untersuchung, geleitet von *Vaskovics*, und einen psychologischen Untersuchungsteil, geleitet von *Schneewind*. Die folgende Darstellung bezieht sich vorrangig auf die soziologische Untersuchung zum Kinderwunsch und zur Elternschaft.

Da die Untersuchung als Paneldesign („Bamberger Ehepaar-Panel“) konzipiert wurde, konnten Entwicklungsverläufe der durch die Forscher gebildeten „Ehepaargruppen“, die sich durch eine unterschiedliche Nähe bzw. Distanz zum Kinderwunsch unterschieden, verfolgt werden. Im Rahmen der

ersten Datenerhebung, die 1988 repräsentativ für die Bundesrepublik durchgeführt wurde, wurden unabhängig voneinander jeweils beide Partner aus 1.528 Ersthochzeiten befragt. Im Abstand von zwei Jahren folgten drei Folgebefragungen bis 1994. Die Interviews wurden mündlich mit einem standardisierten Fragebogen erhoben. Im Mittelpunkt der Untersuchung standen Fragen nach dem Stellenwert des Kinderwunsches im Lebenskonzept junger Ehen sowie Fragen nach Bedingungen für die Stabilität bzw. Veränderung des Kinderwunsches, Vorstellungen von Elternschaft und den Realisierungsbedingungen des Kinderwunsches.

Die Autoren gehen davon aus, dass die Entscheidung für ein Lebenskonzept mit oder ohne Kinder von zahlreichen Einflussfaktoren abhängig ist, die unterschiedliche Lebensbereiche berühren und in vielfältiger Weise zusammenwirken. Der Untersuchung wird ein Mehrebenenmodell vorangestellt, in dem folgende fünf Ebenen unterschieden werden (*Schneewind und Vaskovics et al.* 1996: 21):

- *Sozioökonomische Ebene*: z.B. beruflicher Status, Wohnverhältnisse
- *Personenebene*: z.B. individuelle Lebensorientierungen, Einstellungen und Zukunftspläne
- *Partner- und Eltern-Kind-Ebene*: z.B. Entwicklung und Qualität der Partnerschaft, Rollenverständnis und Aufgabenteilung in der Partnerschaft
- *Soziale Ebene*: z.B. Unterstützungsleistungen im sozialen Umfeld
- *Gesellschaftliche Ebene*: Normen und Werte, politische und ökonomische Rahmenbedingungen und familienpolitische Unterstützungsmaßnahmen.

Abbildung 2 zeigt das der Studie zugrunde liegende theoretische Modell, in dem diese fünf Ebenen zueinander in Beziehung gesetzt werden (ebd.: 23).

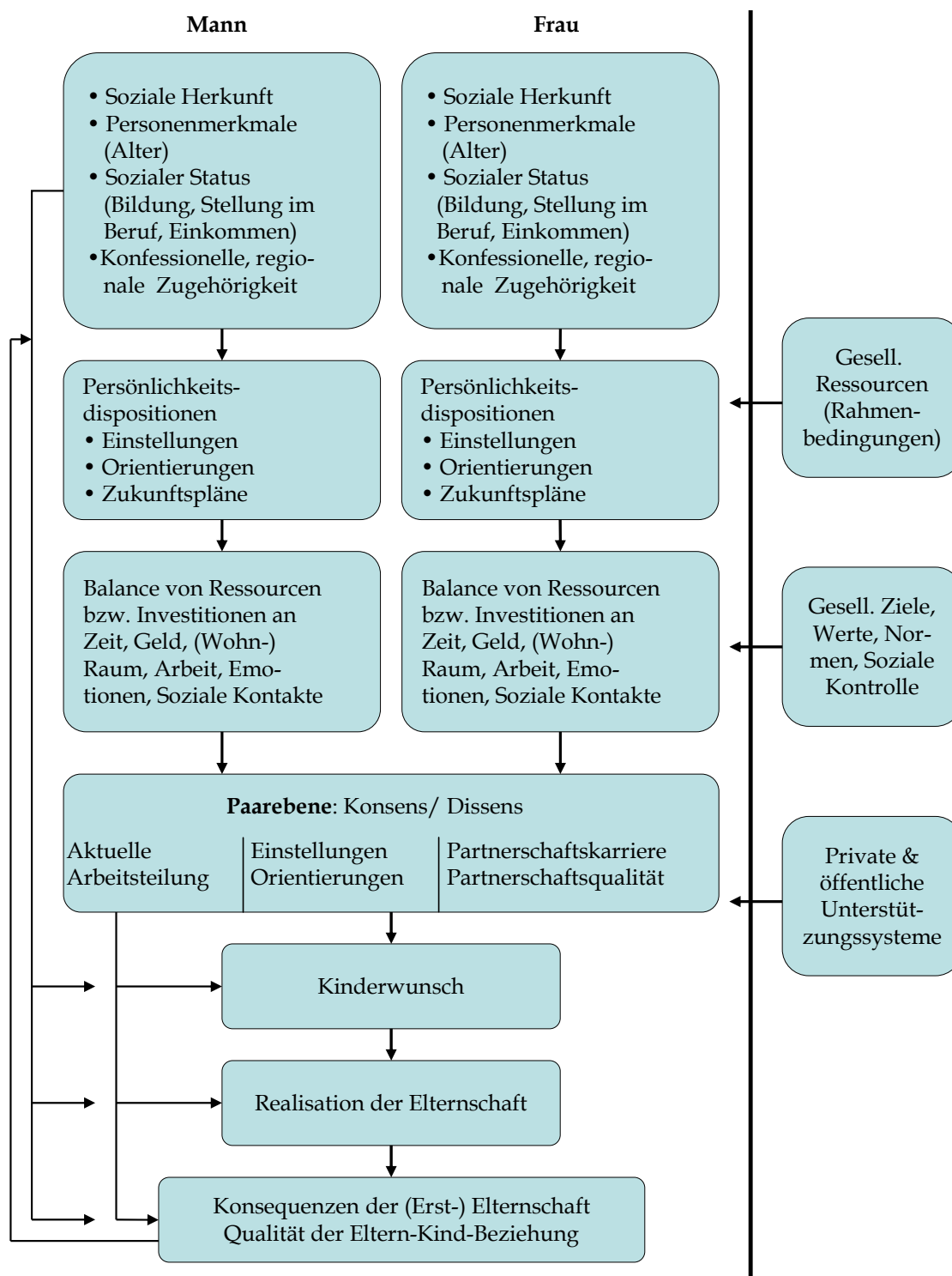
Es wird angenommen, dass klassische sozialstrukturelle Faktoren den Kinderwunsch und die Realisierung der Elternschaft beeinflussen. Dabei werden beispielsweise der soziale Status, Erfahrungen in der Herkunftsfamilie und die Konfessionszugehörigkeit als wichtige Einflussfaktoren angenommen. Die Entscheidung zur Elternschaft wird zudem nicht unabhängig von anderen Lebensbereichen gesehen. Entscheidungen im generativen Bereich berühren Entscheidungen in anderen Lebensbereichen, so beispielsweise im beruflichen Bereich oder in der Partnerschaft. Die Autoren gehen ebenfalls davon aus, dass eine Elternschaft eine Abstimmung beider (Ehe-)Partner voraussetzt. In diesen Entscheidungsprozess gehen die Optionen der Lebensgestaltung sowohl des Mannes als auch der Frau ein, die in Übereinstimmung gebracht werden müssen.

Weiterhin wird angenommen, dass der Kinderwunsch und dessen Realisierung in engem Zusammenhang mit individuellen Einstellungen, Orientierungen und Zukunftsplänen stehen. Einstellungen und Orientierungen legen dabei Handlungsalternativen fest, aus denen mit bestimmter Wahrscheinlichkeit gewisse Handlungen folgen.

Ebenfalls wirksam in ihren Einflüssen auf den Kinderwunsch sind gesellschaftliche Normen, Werte und Erwartungen. In diesem Zusammenhang werden auch Antizipationen von Handlungsfolgen als wichtig erachtet, die oft ein wesentliches Motiv für oder gegen bestimmte Handlungsintentionen sind. Wichtig dabei sind, so die Autoren, die antizipierten öffentlichen und privaten Unterstützungsleistungen.

Hinzuweisen ist, dass sich diese Studie ausschließlich auf Ehepaare bezieht und die Datenerhebung auf die alten Bundesländer beschränkt wurde. Diese Einschränkungen müssen bei Verallgemeinerungen beachtet werden.

Abb. 2: Theoretisches Modell der soziologischen Untersuchung zum Kinderwunsch nach Schneewind und Vaskovics



Quelle: Schneewind/Vaskovics et al. 1996: 23

3.3.2 *Kinderwunsch als Intention*

Die Arbeit von *Stöbel-Richter* (2000) beschäftigt sich mit der Erarbeitung eines theoretischen Modells zum Thema Kinderwunschdeterminanten und dessen empirischer Überprüfung.¹² Ebenso wie der Studie von *Schneewind* und *Vaskovics* liegt auch dieser Arbeit die Auffassung zugrunde, dass für eine umfassende Untersuchung des Themas sowohl soziologische als auch (sozial-)psychologische Erklärungsansätze herangezogen werden müssen. Deshalb wurden in dieser Analyse der Determinanten des Kinderwunsches sowohl soziologische als auch sozialpsychologische Variablen berücksichtigt. Abbildung 3 zeigt das der Untersuchung zugrunde liegende Modell (ebd.: 114).

Ausgangspunkt ihres theoretischen Modells ist die Theorie des geplanten Verhaltens („Theory of planned behavior“) von *Ajzen* – ein sozialpsychologisches Individualmodell. Dieses allgemeine Modell zur Verhaltensvorhersage wird auf das Thema Kinderwunsch übertragen. Dabei wird der individuelle Kinderwunsch als *Intention* für generatives Verhalten dargestellt. Einstellungen, subjektive Norm und wahrgenommene Verhaltenskontrolle wirken unmittelbar auf die Intention, sich ein Kind zu wünschen, und beeinflussen mittelbar über den Kinderwunsch das generative Verhalten.

Die *Einstellungskomponente* erfasst die Vor- und Nachteile, die mit einem Leben mit Kindern verbunden werden. Die *subjektive Norm* umfasst die Wichtigkeit der Meinung nahestehender Bezugspersonen, beispielsweise wie gut oder schlecht Freunde oder Verwandte es fänden, wenn die Person oder das Paar ein Kind bekäme. Die Komponente *wahrgenommene Verhaltenskontrolle* beschreibt, inwieweit Kontrolle über das Verhalten ausgeübt werden kann.

Dieses sozialpsychologische Ausgangsmodell wird in einen übergeordneten strukturellen Rahmen eingeordnet und damit um soziologische Komponenten ergänzt. Die Erweiterung umfasst die drei Bereiche Kultur, Umwelt und Persönlichkeitsvariablen.

Mit dem Bereich *Kultur* werden weniger individuumsbezogene als vielmehr gesellschaftlich übergeordnete Gesamtzusammenhänge angesprochen. Dieser Bereich beschreibt die gesellschaftlichen Bedingungen für Familien mit Kindern. Dabei spielen gesellschaftliche Rollenvorstellungen und -leitbilder ebenso wie der allgemeine Lebensstil der Gesellschaft eine Rolle.

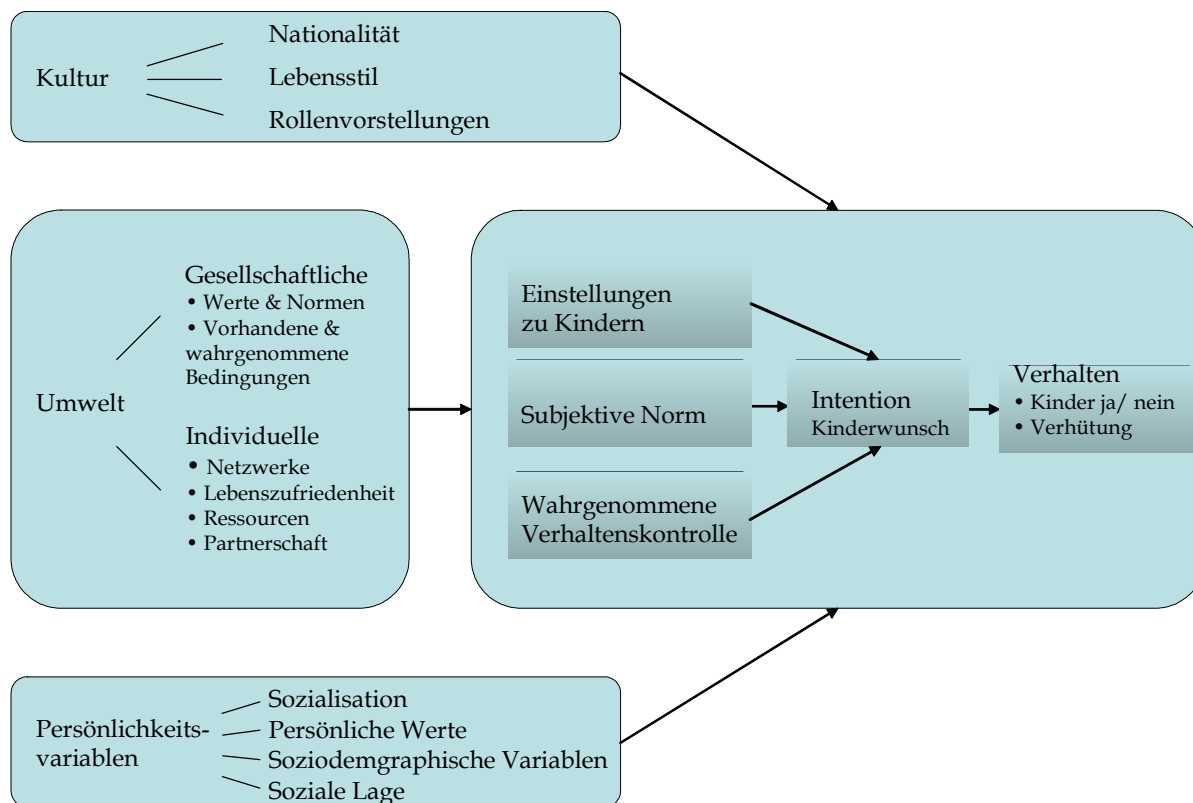
Der Bereich *Umwelt* unterteilt sich in ihrem Modell in eine *gesellschaftliche* und eine *individuelle* Umwelt. Die gesellschaftliche Umwelt beschreibt die in der Gesellschaft vorherrschenden Normen und Werte sowie die gesellschaftlichen Bedingungen und sozialpolitische Maßnahmen, die das Leben mit Kindern betreffen. Die individuelle Umwelt umfasst dagegen die persönlichen Lebensbedingungen des Einzelnen, d.h. welche Bedingungen und Möglichkeiten ihm im unmittelbaren Umfeld für ein Leben mit Kindern zur Verfügung stehen.

Der Bereich *Persönlichkeitsvariablen* bezieht sich schließlich auf Bedingungen, unter denen die Person aufgewachsen ist (Sozialisation), auf persönliche Werte, soziodemographische Variablen (wie Alter, Geschlecht und Familienstand) sowie auf die soziale Lage des Individuums.

Der Kinderwunsch wird in diesem Modell also ähnlich dem Modell von *Schneewind* und *Vaskovics* von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, soziodemographischen Variablen und individuellen Einstellungen und Orientierungen beeinflusst.

¹² Die Daten für die Modellüberprüfung wurden in einer bevölkerungsrepräsentativen standardisierten Face-to-Face-Befragung im März 1996 erhoben. Die Fragebögen zum Kinderwunsch wurden 1.212 Personen zwischen 16 und 45 Jahren vorgelegt. Weitere Informationen finden sich bei *Stöbel-Richter* (2000).

Abb. 3: Kinderwunsch als Intention nach Stöbel-Richter



Quelle: Stöbel-Richter 2000: 114

3.3.3 Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland

Schließlich soll die Analyse der Determinanten des Kinderwunsches von Ruckdeschel (2004) vorgestellt werden.

Zur Untersuchung der Einflussfaktoren des Kinderwunsches wurde in dieser Analyse der Kinderwunsch als binäre Variable mit den Ausprägungen „ja, es besteht ein (zusätzlicher) Kinderwunsch“ und „nein, es werden keine (weiteren) Kinder gewünscht“ kodiert und die Analyse damit auf den *zusätzlichen Kinderwunsch* beschränkt. Gleichzeitig wurde die Berechnung paritätsspezifisch, d.h. getrennt nach Personen ohne Kind, mit einem Kind und mit zwei oder mehr Kindern durchgeführt.

Der zusätzliche Kinderwunsch, der in dieser Untersuchung als zu erklärende Variable herangezogen wurde, ist dabei vom *allgemeinen Kinderwunsch* zu unterscheiden, die beide Konzepte des *konkreten Kinderwunsches* darstellen. Während der zusätzliche Kinderwunsch unabhängig von der Parität nur die weiteren gewünschten Kinder erfragt, erfasst der allgemeine Kinderwunsch sowohl bereits geborene als auch weitere gewünschte Kinder. Wird der zusätzliche Kinderwunsch in der Regel direkt erfragt, wird der allgemeine Kinderwunsch wie folgt berechnet:

$$KW = K + S + KW_z. \quad (3.1)$$

KW bezeichnet in dieser Gleichung den allgemeinen Kinderwunsch, K die Anzahl bereits geborener Kinder, S bezieht sich auf eine eventuell bestehende Schwangerschaft und KW_z steht für die Anzahl zusätzlich gewünschter Kinder.

Die Variablen, die hinsichtlich ihres Einflusses auf den (zusätzlichen) Kinderwunsch überprüft wurden, sind für diese Untersuchung aufgrund der Ergebnisse aus anderen Studien ausgewählt worden. Dabei wurden drei Bereiche hinsichtlich ihres Einflusses überprüft: soziodemographische Variablen, individuelle Orientierungen und Werthaltungen sowie familienpolitische Rahmenbedingungen. Die Variablen des Einflussbereichs „familienpolitische Rahmenbedingungen“ wurden über die individuelle Zustimmung zu ausgewählten familienpolitischen Maßnahmen, beispielsweise zu flexiblen Arbeitszeitregelungen oder dem Ausbau der Betreuungsangebote für Kinder, operationalisiert.

Die Analyse der Determinanten des Kinderwunsches beruhte auf der Population Policy Acceptance Study 2 (PPAS) von 2003, mit der auch ein Teil der Analyse in der vorliegenden Arbeit durchgeführt werden soll.

3.4 Zur Validität des Kinderwunsches

Beim Kinderwunsch handelt es sich nicht um ein konkretes Ereignis wie die Geburt eines Kindes, das gemessen werden soll, sondern um eine generative Verhaltensintention. Wie zuverlässig sind nun die Angaben zum Kinderwunsch im Hinblick auf die letztlich realisierte Kinderzahl?

Auch nach abgeschlossener Fertilitätsphase liegt die realisierte Kinderzahl meist unter der gewünschten Kinderzahl und diese wiederum unter dem persönlichen Ideal (Kiefl und Schmid 1985: 247, Hullen 1995: 28). Trotz der zu beobachtenden Diskrepanz zwischen gewünschter und realisierter Kinderzahl ist die gewünschte Kinderzahl mit dem individuellen Fertilitätsniveau, so Engelhardt (2004: 4), hoch korreliert. Auch andere Forscher belegen eine starke Korrelation (z.B. Schoen et al. 1999), während wiederum andere keinen oder höchstens einen schwachen Zusammenhang zwischen Wunsch und Wirklichkeit feststellen. Seit die Kinderwunschfrage in Umfragen gestellt wird, ist ihre Prognosekraft hinsichtlich des tatsächlichen Fertilitätsverhaltens umstritten (Ruckdeschel 2004: 364).

Zunächst ist in diesem Zusammenhang wichtig, zwischen dem *individuellen* Kinderwunsch und dem *partnerschaftlichen* Kinderwunsch zu unterscheiden. Denn die Entscheidung für Kinder hängt nicht allein vom individuellen Kinderwunsch ab, sondern wird in Partnerschaften ausgehandelt. Beiden Partnern kommt dabei ein Veto-Recht zu. Das heißt, ist einer der beiden entschieden gegen Kinder, bleibt zumeist auch der Kinderwunsch des anderen unerfüllt (Thomson und Hoem 1998 in Schmitt und Winkelmann 2005: 8). Eine Fixierung nur auf den individuellen Kinderwunsch kann damit zur oft beobachteten Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit beitragen.

Zudem haben Längsschnittuntersuchungen darauf hingewiesen, dass der Kinderwunsch nicht zeitstabil ist. Der Kinderwunsch selbst sowie auch seine Realisierung orientieren sich an der aktuellen Lebenssituation. Insgesamt, so Helfferich et al. (2004: 30), sind eine feste Partnerschaft, gefestigte sozioökonomische Verhältnisse, Gesundheit sowie das „richtige Alter“ wesentliche Voraussetzungen dafür, dass (weitere) Kinder gewünscht werden. Diese Faktoren sind im Zeitverlauf jedoch variabel, das heißt, mit Veränderungen der Rahmenbedingungen (z.B. Wechsel oder Beendigung der Partnerschaft) sind in der Regel auch Veränderungen im Kinderwunsch verbunden. Unter solchen Bedingungen kann daher ein existierender Kinderwunsch reduziert oder gar zurückgenommen werden oder aber im Lebenslauf, z.B. mit einem neuen Partner, neu entstehen (Helfferich et al. 2000: 24, Ruckdeschel 2004: 365, Schneider 1994: 218). In diesem Sinn sind die generativen Wünsche und

Erwartungen immer nur von *momentaner Gültigkeit* und erlauben nur in beschränktem Maß Rückschlüsse auf die endgültige Kinderzahl.

Die häufigste Vorgehensweise zur Erhebung von Handlungsabsichten sind zweifelsohne Befragungen. Generell kann man davon ausgehen, dass die Befragungsergebnisse umso zuverlässiger und gültiger sind, je mehr sie auf ein konkretes Verhalten bezogen sind. Auf die Kinderwunschfrage ausgerichtet ist daher die angegebene Kinderzahl umso valider (oft auch umso geringer), je mehr auf die aktuellen Lebensverhältnisse und auf einen konkreten Zeitraum Bezug genommen wird. Die unterschiedlichen Ergebnisse im Grad der Übereinstimmung zwischen Intention und tatsächlichem generativen Verhalten lassen sich so auch durch unterschiedliche Abstraktionsniveaus, auf denen diese beiden Größen gemessen wurden, erklären. Für eine hohe Korrelation der beiden Konstrukte ist es wichtig, Intention und Verhalten auf dem gleichen Abstraktionsniveau zu messen. Intentionen sind also nur dann gute Prädiktoren für das zukünftige Verhalten, wenn sie möglichst konkret und in Bezug auf dieselben Aspekte wie das vorherzusagende Verhalten erfasst werden.¹³

Damit werden, hier unter dem Aspekt der Frageformulierung, ebenfalls Kriterien der Gültigkeit (Validität) und Zuverlässigkeit (Reliabilität) angesprochen. Zum einen sind die Antworten auf eine Frage abhängig von der Art der *Frageformulierung* und bei geschlossenen Fragen ebenfalls von der Art und Anzahl der vorgegebenen *Antwortkategorien*. Beispielsweise führt die Antwortvorgabe „Wünschen Sie sich ein, zwei oder drei Kinder?“ zu ganz anderen Ergebnissen als die Vorgabe „Wünschen Sie sich ein bis zwei, zwei, zwei bis drei oder drei Kinder?“. *Schneider* (1994: 219) macht darauf aufmerksam, dass bei derartigen Antwortformulierungen bestehende Indifferenzen und Ambivalenzen im Kinderwunsch nicht berücksichtigt und die Befragten dadurch auf eine numerische Festlegung gedrängt werden, die den tatsächlichen Stand der individuellen Entscheidungsfindung nicht valide wiedergibt.

Zum anderen kann sich auch die *Befragungssituation* verzerrend auf die Befragungsergebnisse auswirken und damit Diskrepanzen zwischen geäußertem Kinderwunsch und realisierter Kinderzahl bedingen. So ist beispielsweise das Geschlecht des Interviewers bei Fragen nach Einstellungen gegenüber Kindern, Kinderwünschen und Sexualität nicht unerheblich (*Kiefl* und *Schmid* 1985: 53).

Bezogen auf die Abhängigkeit der Antworten von der Frageformulierung müssen verschiedene *Konzepte des Kinderwunsches* unterschieden werden, die jeweils auf unterschiedliche Dimensionen generativer Verhaltensvorstellungen abzielen. Folgende Konzepte, auf denen eine Reihe konkreter Kinderwunschfragen beruht, lassen sich differenzieren:

- die gewünschte Kinderzahl, auch als allgemeiner Kinderwunsch oder Gesamtkinderwunsch bezeichnet,
- die erwartete Kinderzahl,
- der zusätzliche Kinderwunsch und
- der ideale Kinderwunsch, der nochmals unterschieden werden kann in ein persönliches Ideal und ein gesellschaftliches Ideal.

¹³ Diese Konkretisierung der Beziehung zwischen Intention und Verhalten bzw. Einstellung und Verhalten geht auf *Ajzen* und *Fishbein* zurück. Aufgrund allgemeiner Einstellungen und Handlungsabsichten kann kein spezifisches Verhalten vorhergesagt werden. Für einen hohen Grad der Übereinstimmung von Intention und Verhalten muss die Messung der beiden Konstrukte nach *Ajzen* und *Fishbein* in folgenden Aspekten übereinstimmen: in der Handlung selbst, im Ziel der Handlung, im Zeitpunkt der Handlung und im Kontext der Handlung (*Stroebe et al.* 2002: 300ff, siehe z.B. *Ajzen* und *Fishbein* 1980).

Die *gewünschte Kinderzahl* bzw. der *allgemeine Kinderwunsch* umfasst sowohl bereits geborene als auch weitere gewünschte Kinder. Während andere Kinderwunschkonzepte direkt erfragt werden, wird der allgemeine Kinderwunsch berechnet, da er sich aus mehreren Komponenten zusammensetzt. Zur Ermittlung des allgemeinen Kinderwunsches werden für jeden Befragten die bereits geborenen Kinder, die zusätzlich gewünschten Kinder sowie bestehende Schwangerschaften addiert (siehe Gleichung 3.1 in Abschnitt 3.3.3).

Von der gewünschten Kinderzahl ist die *erwartete Kinderzahl* zu unterscheiden. Die erwartete Kinderzahl erfragt die Kinderzahl, die unter Berücksichtigung der eigenen Lebensumstände und Familienkarriere verwirklicht werden dürfte. Der erwartete Kinderwunsch berücksichtigt daher neben dem allgemeinen Kinderwunsch auch ungeplante und unerwünschte Kinder sowie gewünschte, aber nicht realisierte Kinder. Zur Erfragung der erwarteten Kinderzahl wird zumeist auf folgende Frageformulierung zurückgegriffen: „Nicht immer kann man die Kinderzahl, die man anstrebt, auch verwirklichen: Aus gesundheitlichen Gründen kann man weniger Kinder bekommen als beabsichtigt, wenn etwas bei der Empfängnisverhütung nicht klappt, wiederum mehr Kinder. Was glauben Sie, wie viele Kinder werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach (noch zusätzlich) bekommen?“ (Gisser et al. 1985: 38) Gewünschte und erwartete Kinderzahl unterscheiden sich in ihren Antworten nicht sehr voneinander. Dennoch wird bei der Frage nach der erwarteten Kinderzahl durch die Hinweise auf mögliche Gesundheitsrisiken und ungewollte Schwangerschaften der Realitätsbezug in der Frage deutlicher hergestellt (ebd.: 39).

In den Analysen zum Kinderwunsch wird jedoch oft der Frage nach den (zusätzlich) gewünschten Kindern der Vorzug gegeben, da sie leichter zu beantworten ist. Der *zusätzliche Kinderwunsch* wiederum erfragt, unabhängig von der Parität, nur die weiteren gewünschten Kinder. Bei Kinderlosen ist diese Frage daher, soweit keine Schwangerschaft besteht, identisch mit dem allgemeinen Kinderwunsch. Die Kinderwunschfrage, die auf dem Konzept des zusätzlichen Kinderwunsches beruht, lautet in der Regel wie folgt: „Möchten Sie (noch weitere) Kinder, und wenn ja, wie viele?“ (PPA2)¹⁴

Allgemeiner Kinderwunsch, erwartete Kinderzahl und zusätzlicher Kinderwunsch gehören zum Konzept des *konkreten* bzw. *realen Kinderwunsches*. Vom realen Kinderwunsch ist der *ideale Kinderwunsch* zu unterscheiden (siehe auch Abschnitt 3.2.2). Während der reale Kinderwunsch stärker auf die konkreten Lebensbedingungen Bezug nimmt, ist der ideale Kinderwunsch davon weitgehend abstrahiert. Zur Vorhersage der tatsächlichen Kinderzahl ist daher die Frage nach dem zusätzlichen Kinderwunsch (als Konzept des realen Kinderwunsches) valider als die Frage nach der idealen Kinderzahl.

Der ideale Kinderwunsch ist in ein *persönliches Ideal* und ein *gesellschaftliches Ideal* zu unterscheiden. Ein Beispiel für den Indikator des persönlichen Ideals lautet: „Nehmen Sie einmal an, dass alle ihre Lebensumstände sehr günstig wären. Wie viele Kinder halten Sie dann für Ihre eigene Familie für ideal?“ (Cromm 1998: 430) Beim persönlichen Ideal handelt es sich um eine sehr unpräzise Größe, da sie stark vom jeweiligen Anspruchs- bzw. Aspirationsniveau abhängig ist, also von dem, was man sich unter idealen Lebensbedingungen vorstellt. Die Ausprägung des idealen persönlichen Kinderwunsches spiegelt daher eher eine persönliche Einstellung zu Kindern wider (ebd.: 430). Das gesellschaftliche Ideal nimmt dagegen Bezug auf ein in der Gesellschaft vorherrschendes Leitbild. Es drückt vielmehr einen normativen Aspekt aus. Zur empirischen Erfassung des gesellschaftlichen Ideals wird gefragt: „Wie viele Kinder sind Ihrer Meinung nach ideal für eine Familie in unserem Land?“ (PPA1).

¹⁴ Die PPAS (Population Policy Acceptance Study) besteht in Deutschland aus zwei Befragungen: dem PPA1 von 1992 und dem PPA2 von 2003. Genauere Ausführungen zur Studie sind dem Abschnitt 5.2 (Daten Grundlagen zur Hypothesenüberprüfung) zu entnehmen.

Dabei ist der individuelle (reale) Kinderwunsch nicht unabhängig von gesellschaftlichen Idealvorstellungen: In Gesellschaften, in denen eine hohe Kinderzahl für ideal gehalten wird, wünschen sich meist auch die einzelnen Individuen oder Paare viele Kinder. Gesellschaftliche Idealvorstellungen und individueller Kinderwunsch beeinflussen sich wechselseitig. Einerseits richtet sich das Bild über die ideale Kinderzahl an der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus, andererseits orientieren sich die einzelnen Paare bei ihrem Kinderwunsch wiederum an den vorherrschenden Idealvorstellungen (*Hoffmann-Nowotny et al.* 1984: 79).

Diese Diskussion zusammenfassend: Was sagen die Angaben zum Kinderwunsch aus und was kann daher von einer Analyse des Kinderwunsches erwartet werden?

Generell wird man davon ausgehen müssen, so fassen *Kiefl* und *Schmid* (1985: 247) zusammen, dass sich aus den geäußerten generativen Wünschen nur bedingt Rückschlüsse auf das generative Verhalten und damit auf die letztlich realisierte Kinderzahl ziehen lassen. Der Kinderwunsch fungiert eher als eine „mehr oder weniger vage Steuergröße, das Fertilitätsniveau mehr nach oben begrenzend als auf das Kinderwunschniveau ausrichtend“ (*Dorbritz* 1991: 69, vgl. auch *Hoffmann* und *Trappe* 1990: 59). Der Kinderwunsch ist daher nicht als eine fest vorgeplante Größe zu interpretieren, schon deshalb nicht, weil er mit gewissen Unwägbarkeiten behaftet ist (*Dorbritz* 1991: 69) und zeitlich variiert.

Allerdings kann der Kinderwunsch über die grundlegende Bereitschaft, Kinder zu bekommen, informieren (*Ruckdeschel* 2004). Zwar ist diese Bereitschaft hinsichtlich Kinderzahl und Zeitpunkt der Realisierung eher vage und formbar, jedoch hinsichtlich grundsätzlicher Orientierungen relativ stabil (*Schneider* 1994: 218f). Wer sich also grundsätzlich Kinder wünscht, wird auch versuchen, diesen Wunsch zu realisieren. Ob dabei die angegebene Obergrenze, die der Kinderwunsch zum Ausdruck bringt, erreicht wird, ist eine andere Frage. Auf der anderen Seite: Wer sich keine (weiteren) Kinder wünscht, wird daran auch mit hoher Wahrscheinlichkeit festhalten. Der negative Kinderwunsch erweist sich sogar noch stärker als der positive Kinderwunsch als Prädiktor des zukünftigen Verhaltens. Eine Entscheidung gegen Kinder, einmal getroffen, ist relativ endgültig und dominant (*Rost* und *Schneider* 1996: 252, *Ruckdeschel* 2004: 365). Auch *Kiefl* und *Schmid* (198: 51) vermerken, dass es sich beim Ja oder Nein zu einem (weiteren) Kind nicht um gleichgerichtete Alternativen handelt: Während ein Ja immer noch die Option zum Nein beinhaltet, schließt ein Nein ein späteres Ja mit höherer Wahrscheinlichkeit aus.

Der Kinderwunsch ist also insgesamt nicht gut geeignet, die endgültige Kinderzahl eines Geburtsjahrgangs genau zu prognostizieren. Jedoch kann er Aussagen darüber machen, inwieweit die grundlegende Bereitschaft, Kinder zu bekommen, in der Gesellschaft ausgeprägt ist und in welchem Umfang. Allerdings sind dies Momentaufnahmen, die nur unter Annahme konstanter Rahmenbedingungen als Trendindikator gelten können (vgl. *Ruckdeschel* 2004). Diese Momentaufnahmen können jedoch einerseits Aufschluss darüber geben, welche Faktoren die Ausprägung des Kinderwunsches beeinflussen. Andererseits können sie Aussagen über die in der Gesellschaft wahrgenommenen Bedingungen für ein Leben mit Kindern liefern und damit auf ein bestimmtes generatives Klima der Gesellschaft hindeuten. Denn generative Entscheidungen werden stets in einem gesellschaftlichen und individuell-situativen Kontext realisiert und wirken zugleich auf diesen zurück. Das generative Verhalten ist eingebettet in ökonomische, politische und kulturelle Rahmenbedingungen, es orientiert sich an Normen und Leitbildern sowie an der aktuellen Lebenssituation (*Schneider* 1994: 218). Ob sich daher jemand Kinder wünscht und wie viele, hängt nicht allein davon ab, ob er prinzipiell Kinder haben möchte, sondern ist auch vom sozialen Kontext abhängig. Der Kinderwunsch verweist deshalb neben individuellen Rahmenbedingungen auch auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen.

4 Einflussfaktoren des Kinderwunsches

In diesem Kapitel wird das eigene theoretische Modell vorgestellt, welches der Untersuchung von Einflussfaktoren des Kinderwunsches zugrunde gelegt wird. Die Grundlagen, die für die Entwicklung dieses Modells genutzt wurden, sind im vorherigen Kapitel besprochen worden. Maßgebliche Anregungen boten die vorgestellten aktuellen Untersuchungen zum Kinderwunsch von *Schneewind* und *Vaskovics*, *Stöbel-Richter* und *Ruckdeschel* (siehe Abschnitt 3.3).

Ein wesentlicher Bestandteil des Modells ist die Annahme, dass individuelle Lebensplanung, so auch im generativen Bereich, unter den ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft stattfindet. Familiengründung und -entwicklung sind gesellschaftlichen Bedingungen unterworfen. Sie finden, wie *Huinink* (1995: 149) es beschreibt, in sozialräumlichen Kontexten statt. Damit werden aber auch Vorstellungen und Handlungsabsichten in Bezug auf die Familiengründung und -erweiterung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst. Deshalb werden im Anschluss an die Beschreibung des Modells die strukturellen und kulturellen Rahmenbedingungen, unter denen Familiengründung in der Bundesrepublik, in der ehemaligen DDR und unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen in Ostdeutschland im Zuge der Transformation stattfand und stattfindet, dargestellt. Die Beschreibung der Rahmenbedingungen bietet zugleich eine Grundlage für die Interpretation der Ergebnisse der empirischen Analysen.

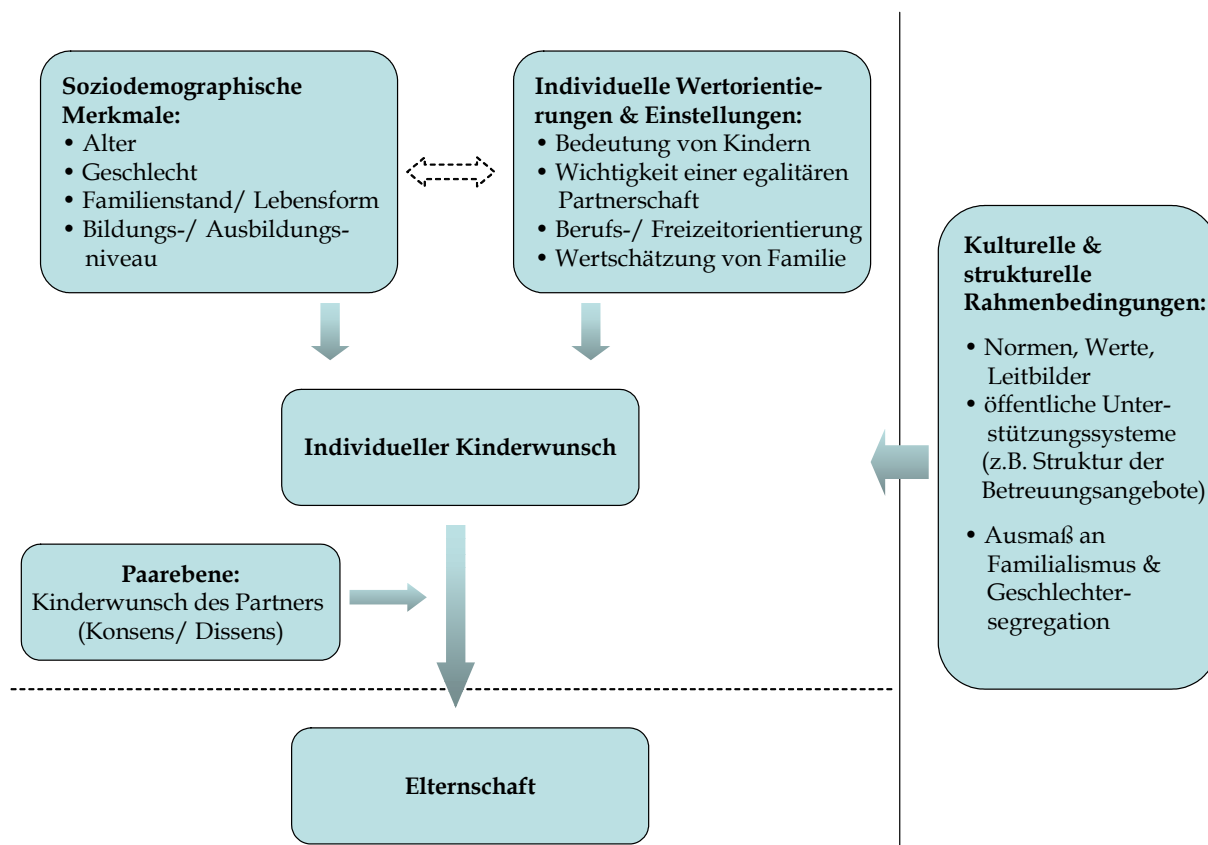
4.1 Ein Modell zum Kinderwunsch

Abbildung 4 zeigt das entwickelte Modell, welches als Grundlage für die empirische Analyse genutzt wird. An dieser Stelle soll nur eine Übersicht über die angenommenen Einflussfaktoren gegeben werden. Eine detaillierte Beschreibung der unabhängigen Variablen hinsichtlich ihres Einflusses auf den Kinderwunsch wird im nächsten Kapitel im Zusammenhang mit der Herleitung der Hypothesen dargelegt.

Wie im Modell dargestellt, wird angenommen, dass zum einen *soziodemographische Merkmale* den Kinderwunsch beeinflussen. Als wichtig erachtet werden hier das Alter, das Geschlecht, der Familienstand bzw. die Lebensform und das Bildungs- und Ausbildungsniveau der Person.

Generative Entscheidungen sind verkettet mit ausbildungsspezifischen, beruflichen und partnerschaftlichen Entscheidungen (*Birg* 1992: 199), da sie von den zugänglichen Optionen abhängig sind, die den Charakter von Entscheidungsbedingungen haben. Die genannten Variablen prägen entscheidend die zur Verfügung stehenden Optionen und die persönlichen Lebensbedingungen – und generative Pläne und Entscheidungen sind zum großen Teil an diesen aktuellen Lebensbedingungen orientiert (*Schneider* 1994: 218). So hat beispielsweise die Tatsache, ob sich eine Person in einer festen Partnerschaft befindet, das konnten Untersuchungen zeigen, einen Einfluss darauf, ob (weitere) Kinder gewünscht werden. Die *zeitliche Variabilität* des Kinderwunsches ist vor allem auf Veränderungen in den Lebensbedingungen und der zur Verfügung stehenden Optionen zurückzuführen. Das führt nochmals zu dem Hinweis, dass Querschnittserhebungen lediglich *Momentaufnahmen* des individuellen Kinderwunsches abbilden können. Um die wechselnde Bedeutung, die Kinder im Lebensplan potentieller Eltern einnehmen, adäquat abzubilden, sind Längsschnitterhebungen erforderlich. Die mit Querschnittsuntersuchungen erhobenen *situativen* Indikatoren können damit nur unter Annahme konstanter Rahmenbedingungen (z.B. Fortbestehen der Partnerschaft) als Trendindikator gewertet werden.

Abb. 4: Modell der Einflussfaktoren des Kinderwunsches



Weiterhin wird davon ausgegangen, dass zur Erklärung des individuellen Kinderwunsches allein soziodemographische Variablen nicht ausreichen. Für einen umfassenderen Zugang müssen zudem *individuelle Wertorientierungen und Einstellungen* berücksichtigt werden, von denen angenommen wird, dass sie ebenfalls einen Einfluss auf den Kinderwunsch haben. Denn Einstellungen und Orientierungen prägen Handlungsabsichten und legen Handlungsalternativen fest, aus denen mit bestimmter Wahrscheinlichkeit gewisse Handlungen hervorgehen (Vaskovics 1994: 86). Es ist daher plausibel, Einstellungen und Orientierungen, die im Zusammenhang mit Kindern allgemein und speziell mit einer Elternschaft stehen, in der Analyse zu berücksichtigen. Als bedeutsam erachtet werden hier beispielsweise die Bedeutung, die Kindern in Relation zu anderen Lebensbereichen zugemessen wird, die Wichtigkeit einer egalitären Partnerschaft, die Berufs- und die Freizeitorientierung sowie die allgemeine Wertschätzung von Familie.

Diese Variablen werden als weitgehend unabhängig von den soziodemographischen Variablen betrachtet, wenngleich vorstellbar ist, dass sie dennoch nicht gänzlich unabhängig voneinander herausgebildet werden. So kann angenommen werden, dass sich ein bestimmtes Bildungs- und Ausbildungsniveau auch auf die Berufsorientierung auswirkt. Andererseits kann die Präferenz eines egalitären Partnerschaftsmodells einen Einfluss auf die Wahl der Lebensform haben.

Ein anderer wesentlicher Aspekt, der bereits mehrfach angesprochen wurde, greift die Tatsache auf, dass es sich bei der Entscheidung für oder gegen ein Kind nicht allein um eine individuelle Entscheidung handelt. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass es eine Entscheidung ist, die in Paarbeziehungen ausgehandelt wird. Bei dieser Entscheidung gehen die individuellen Lebensentwürfe beider Partner ein, die miteinander abgestimmt werden müssen. Burkart (2002: 29) spricht in diesem Zusammenhang auch von einem *biographischen Synchronisationsproblem*.

Die Untersuchungen von *Rosenstiel* (1986, zit. nach *Borchardt* und *Stöbel-Richter* 2004: 29) weisen ebenfalls darauf hin, dass der Partner im Rahmen der generativen Entscheidung die wichtigste Bezugsperson ist und der Zustimmung des Partners zum eigenen Kinderwunsch das größte Gewicht zukommt. Diese Ergebnisse belegen einmal mehr, dass es sich bei der Entscheidung für oder gegen Kinder in der Regel um keine einsame biographische Entscheidung, sondern um eine dyadische Entscheidung handelt. Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass der dyadischen Entscheidung zunächst eine individuelle Entscheidung vorausgeht (*Burkart* 1994: 252).

Im Mittelpunkt der eigenen Untersuchung steht der *individuelle* Kinderwunsch, da die Möglichkeiten zur Analyse des partnerschaftlichen Kinderwunsches begrenzt sind. Variablen, die Auskunft über den partnerschaftlichen Kinderwunsch geben, sind in den Datensätzen, die für die Analysen genutzt werden, nicht enthalten. Mitunter ist der Kinderwunsch des Partners erhoben worden, jedoch nur über die Auskunft der Befragten. Es kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass diese Aussage den Kinderwunsch des Partners in jedem Fall richtig abbildet. Wie Untersuchungen zeigen, gibt es in der Regel, auch wenn die Präferenzen unklar sind, keine offene Auseinandersetzung mit dem Thema (*Burkart* 2002: 29). Andererseits ist auch die Analyse des individuellen Kinderwunsches grundsätzlich sinnvoll, da in die dyadische Entscheidung die individuellen Kinderwünsche beider Partner einfließen. Das Ansetzen am individuellen Kinderwunsch kann daher Aufschlüsse geben, warum beispielsweise einer der Partner keinen Kinderwunsch hat.

Gesellschaften mit unterschiedlichen sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Bedingungen bedeuten für ihre Bevölkerung auch unterschiedliche Potenziale in der Familiengründung (*Wendt* 1993: 3). Die Entscheidung für Kinder ist eine Entscheidung, die sich an bestehenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, an Normen und Leitbildern sowie an individuellen Lebensbedingungen orientiert. Individuelles Handeln und Entscheidungen im generativen Bereich werden von allgemeinen strukturellen Bedingungen wie der Struktur des Bildungssystems und der Arbeitsmärkte sowie von kulturellen Vorstellungen von Familie, Kinderlosigkeit und der Definition des „guten Lebens“ beeinflusst (*Burkart* 1994: 249). Sie orientieren sich also an dem kulturellen und strukturellen Rahmen, den die Gesellschaft vorgibt. Insofern sind Familienbildungsprozesse, wie die Geburt von Kindern, soziale Prozesse. Sie basieren auf sozialen Verhaltensweisen, die sich stets im gesellschaftlichen Kontext verwirklichen und insofern auch gesellschaftliche Bedingungen reflektieren (*Wendt* 1993: 4).

Individuelles Handeln und individuelle Handlungsabsichten im generativen Bereich werden damit von gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse bilden die Rahmenbedingungen „für die Entstehung von individuellen Wünschen, Entscheidungen und Handlungen (auch) in der Kinderfrage.“ (*Gloger-Tippelt et al.* 1993: 9 zit. nach *Stöbel-Richter* 2000: 20).

Für die Beschreibung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Familienbildungsprozessen greift *Huinink* (2002) auf die Konzepte des *Familialismus* und der *Geschlechtersegregation* zurück. Beide Konzepte können in eine strukturelle und eine kulturelle Dimension unterteilt werden.

Eine *familialistische* Gesellschaft ist *strukturell* durch kein oder ein nur schwach ausgebautes System staatlicher Familienpolitik gekennzeichnet. Die Erziehung und Betreuung der nachwachsenden Generation werden in einem solchen Gesellschaftssystem hauptsächlich in den Familien geleistet. Ein *struktureller De-Familialismus* lässt sich dagegen durch den Ausbau staatlicher und anderer institutioneller Unterstützungsleistungen für Familien beschreiben. Die *kulturelle* Dimension des *Familialismus* verweist auf ein gesellschaftliches Leitbild, welches durch private Lebensformen geprägt ist, in denen die Familie als dominanter Ort für die individuelle Lebensgestaltung angesehen wird. *Kultureller De-Familialismus* andererseits beschreibt ein Leitbild, das in zunehmendem Maß erlaubt, die

individuelle Lebensgestaltung auch in nichtfamiliale Lebensbereiche auszudehnen. Unterschiedliche Ausprägungen des Familialismus bedeuten damit ein unterschiedliches Ausmaß an Chancen und Restriktionen für die Lebensplanung hinsichtlich ihres Bezugs auf Familie.

Das zweite Konzept, die *Geschlechtersegregation*, beschreibt in ihrer *strukturellen* Ausprägung das Ausmaß, in dem Frauen und Männer ungleiche Zugangschancen und Anreize zur Beteiligung an Aufgaben innerhalb und außerhalb der Familie haben. Gemeint sind hier die Möglichkeiten von Frauen zum Bildungserwerb und zur Beteiligung am Arbeitsmarkt sowie andererseits die Bereitschaft der Männer, sich an Hausarbeit und Kindererziehung zu beteiligen. Die *Geschlechtersegregation* in ihrer *kulturellen* Dimension bezieht sich andererseits auf ein Geschlechtsrollenleitbild, das bestimmt, zu welchem Grad eine geschlechtsspezifische Segregation in der Gesellschaft akzeptiert und erwartet wird. Eine starke Ausprägung des Familialismus geht dabei in der Regel mit einer starken Variante des male-breadwinner-Regimes einher, das zugleich auf eine starke Geschlechtersegregation unter weit reichendem Ausschluss der Frauen mit Kindern vom Arbeitsmarkt verweist (Huinink 2002: 49).

Unterschiedliche Ausprägungen des Familialismus und der Geschlechtersegregation beschreiben damit gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die unterschiedliche Anreize und Möglichkeiten für eine Elternschaft bieten. Auf Grundlage unterschiedlicher Ausprägungen dieser beiden Konzepte lassen sich verschiedene Gesellschaftstypen unterscheiden.¹⁵ Die Bedingungen, die diese Gesellschaftstypen in Bezug auf eine Familiengründung aufweisen, prägen die individuellen Handlungsabsichten und Entscheidungen für oder gegen eine Familie.

4.2 Einfluss struktureller und kultureller Rahmenbedingungen

Im vorherigen Abschnitt wurde auf den Einfluss kultureller und struktureller Rahmenbedingungen auf individuelle Handlungen und Handlungsabsichten hingewiesen. Aufgrund ihrer Wirtschafts- und Sozialordnungen sowie politischen Systeme wiesen die DDR und die Bundesrepublik unterschiedliche Bedingungen für Familien und die Geburt von Kindern auf. Nach der Wiedervereinigung ist in Ost- und Westdeutschland zwar eine Annäherung verschiedener Muster zu verzeichnen, dennoch bestehen gerade im Bereich der Familienbildung Unterschiede fort (Kreyenfeld und Konietzka 2004, Dornseiff und Sackmann 2002, Dorbritz 1998, Schneider 1994).

In den folgenden Abschnitten werden die gesellschaftlichen Bedingungen in der Bundesrepublik im Vergleich zur DDR sowie die veränderten Bedingungen in Ostdeutschland infolge der Wiedervereinigung beschrieben. Der Schwerpunkt der Beschreibung liegt dabei auf den Rahmenbedingungen, die diese Gesellschaftssysteme für Familien und die Geburt von Kindern aufwiesen und aufweisen. Die Konzepte des Familialismus und der Geschlechtersegregation bieten dabei Strukturierungspunkte.

¹⁵ Huinink (2002) unterscheidet drei Gesellschaftstypen hinsichtlich unterschiedlicher Ausprägungen des Familialismus und der Geschlechtersegregation, auf die an dieser Stelle jedoch nicht näher eingegangen werden kann. Andere Klassifizierungen sind ebenfalls denkbar. So unterscheidet Gauthier (2002) folgende vier Gesellschaftstypen hinsichtlich ihrer betriebenen Sozial- und Familienpolitik: das sozialdemokratische Regime, das konservative Regime, das südeuropäische Regime und das liberale Regime. Deutschland wird dabei zusammen mit Österreich, Frankreich, Belgien u.a. dem konservativen Gesellschaftstyp zugeordnet.

4.2.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Bundesrepublik

Die Gesellschaftspolitik der Bundesrepublik kurz nach ihrer Gründung verfolgte die Leitlinie, Ehe und Familie als staatlich geschützte und gleichzeitig staatsferne Privatsphäre zu institutionalisieren. Die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus führten in der Bundesrepublik zu einer starken Ablehnung jeder offenen bevölkerungspolitischen Rhetorik und Politik. „Die BRD betreibt keine ‚Gebärprämienpolitik‘, sie ermöglicht kein ‚Abkindern‘, sei es von Darlehen oder von Arbeitsjahren für die vorzeitige Rente wie in der DDR.“ (Bast und Ostner 1992: 253f) Die Entscheidung für ein Kind sollte in der Bundesrepublik allein bei den Ehegatten, d.h. bei Mann und Frau, liegen. Während die Familienpolitik in der DDR eine explizit pronatalistische Orientierung aufwies, wurde die Familienpolitik in der Bundesrepublik ausschließlich mit dem Ziel der Förderung und Unterstützung von Familien betrieben (Kreyenfeld 2004: 10).

Jede Gesellschaft hat spezifische Vorstellungen über das Verhältnis der Geschlechter, die sich als Geschlechterkultur in der institutionellen Ordnung widerspiegeln. Um die Dimension der Geschlechtersegregation zur Beschreibung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie beispielsweise Huinink (2002) verwendet, heranzuziehen, ist die Bundesrepublik im internationalen Vergleich zur Kategorie der konservativen „male-breadwinner“ bzw. „female-housekeeper“- Länder zuzuordnen (Engelhardt 2004: 5, Kreyenfeld 2004: 8, Bast und Ostner 1992: 263). Es existieren in der Bundesrepublik zahlreiche Anreize für traditionelle Familienformen, beispielsweise im Renten- und Gesundheitssystem sowie im Steuersystem mit dem Ehegattensplitting. „A ‘housewife bonus’ in the tax and transfer system assured that this family model was economically feasible.“ (Kreyenfeld 2004: 10)

In der Bundesrepublik hat sich ein *phasenorientiertes weibliches Lebensverlaufsmuster* etabliert, in dem sich Erwerbs- und Familienphasen abwechseln. Diesem Lebenslaufmodell entspricht ein familienzentriertes System der Kinderbetreuung, das die Frau phasenweise an den Haushalt zurückverweist und von eigenständiger Erwerbsarbeit entbindet (Dornseiff und Sackmann 2002: 93). Eine längere Familienphase zur Pflege und Erziehung der Kinder, die eine Unterbrechung der Erwerbsbeteiligung impliziert, ist für Frauen ein weit verbreitetes Muster zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Die Propagierung dieses Phasenmodells geht zurück auf ein Leitbild, das die Erwerbstätigkeit von Müttern ausschloss. Grundlage dieser Vorstellung war die Überzeugung, dass die Erwerbstätigkeit von Müttern und die damit einhergehende außerhäusliche Betreuung zu Entwicklungsdefiziten bei Kindern führe. Deshalb sollten Frauen mit der Geburt des ersten Kindes ihre Erwerbsarbeit, zumindest so lange die Kinder klein waren, unterbrechen (Meyer und Schulze 1994: 230). Auch heute existieren noch Unterschiede in der sozialen Akzeptanz außerhäuslicher Betreuung und Müttererwerbstätigkeit zwischen Ost- und Westdeutschland (Hank et al. 2004: 49, 2004a: 231).

In den 1970er Jahren etablierte sich die Teilzeitbetreuung durch den Kindergarten für Drei- bis Sechsjährige. Seit 1996 haben alle Dreijährigen bis zum Schulalter einen Rechtsanspruch auf einen halbtägigen Betreuungsplatz. Die Betreuung für die unter Dreijährigen und für Schulkinder im Hort weist jedoch immer noch ein extrem niedriges Niveau auf. Dasselbe gilt auch für die Ganztagsbetreuung.

Die Anfänge der staatlichen Kinderbetreuung in ihrer heutigen Form sind auf die Bildungsreformen der 1960er und 1970er Jahre zurückzuführen. Pädagogische Bemühungen um die Chancengleichheit von Kindern führten in den 1960er Jahren zu einer Expansion des staatlichen Engagements in der Kinderbetreuung (Hank und Kreyenfeld 2002: 98). Dabei wurde den erzieherischen Zielen eine hohe Priorität beigemessen. Eine staatlich gestützte Kinderbetreuung als Unterstützung der Mütter für eine

synchrone Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung wie in der DDR ist damit jedoch nicht beabsichtigt worden. Aus diesen Gedanken heraus ist die Kinderbetreuung in der Bundesrepublik auch immer noch nicht so konzipiert, dass eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie möglich ist. Ein Mangel an ganztägigen Betreuungsmöglichkeiten sowie rigide Öffnungszeiten verhindern eine unproblematische Vereinbarkeit (Kreyenfeld 2004: 9). Falls es wiederum spezifische Leistungen für Eltern gibt, beispielsweise in Form der Elternzeit, so charakterisieren sie Bast und Ostner (1992: 263) als „Danaergeschenk“, die „als Falle (konstruiert sind), die unangekündigt diejenigen, die es annehmen, aus dem Arbeitsmarkt locken oder den Zugang erschweren.“ In der Tat gibt es auch kaum Maßnahmen zur Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt. Nicht zuletzt ist die Geburt eines Kindes deshalb vor allem für Frauen auch weiterhin mit einschneidenden Veränderungen und Umbrüchen im Lebenslauf verbunden.

Die Bundesrepublik kann als eine familialistische Gesellschaftsordnung beschrieben werden, in der sich im Zuge der Bildungsexpansion ein zunehmender Anreiz zu einer stärkeren Beteiligung der Frauen an der Erwerbsarbeit ausbreitete. Einerseits tragen diese Entwicklungen zu einer Verringerung der Geschlechtersegregation bei. Die voranschreitende strukturelle und kulturelle De-Familialisierung, die damit ebenfalls einhergeht, äußert sich auf der anderen Seite in einer nur allmählichen Ausweitung der Unterstützung von Familien, insbesondere von Frauen (Huinink 2002: 52). „In this sense, the West German system was not only familialistic because of its lack of public initiative to free women from care obligations, but also stood out as exceptionally supportive to traditional ‘female-housekeeper/male breadwinner’ families.“ (Kreyenfeld 2004: 10)

Die Entscheidung zur Elternschaft ist unter diesen Bedingungen vor allem für Frauen, so beschreibt Huinink (2002: 52) weiter, zu einer Entscheidung unter „high-cost“-Bedingungen geworden. Aufgrund hoher Vereinbarkeitskosten sei deshalb die Entscheidung zugunsten nur einer Alternative sinnvoll: entweder die Entscheidung für Kinder oder eine Erwerbsbeteiligung beider Partner.

Tatsächlich trägt die Familienentwicklung in der Bundesrepublik polarisierende Züge. Diese *Polarisierung der Lebensformen* in einen bedeutender werdenden kinderlosen „Sektor“ und einen schrumpfenden „Familiensektor“, der mit einer nicht erwerbstätigen Mutter und Hausfrau nach wie vor traditionell strukturiert ist, lässt sich seit den 1980er Jahren beobachten und ist im internationalen Vergleich ein typisches Muster der Familienentwicklung in der Bundesrepublik (Köhler et al. 2000: 588f, Strohmeier 1993: 11). Diese Entwicklung deutet in Anlehnung an Kaufmann (1990: 392) auf eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gegen moderne auf die Kombination von Elternschaft und Berufstätigkeit gerichtete Bedürfnisse und biographische Wünsche vor allem junger Frauengenerationen (Köhler et al. 2000: 588).

Die Polarisierung der Lebensformen geht mit einer *Pluralisierung der Lebensformen* einher. Jedoch hat sich nicht die Zahl der Lebensformen an sich verändert, denn nach wie vor lebt die Bevölkerung in überschaubaren und historisch keineswegs neuen Lebensformen. Die Pluralisierung weist vielmehr auf eine Verschiebung der Gewichte innerhalb einer gegebenen und insgesamt begrenzten Vielfalt hin, die sich jedoch nur im „Nicht-Familiensektor“ zeigt. Demnach hat eine Zunahme nichtehelicher Lebensformen stattgefunden. Der „Familiensektor“ hingegen weist weiterhin traditionelle Züge mit einer nicht erwerbstätigen Mutter auf (Strohmeier 1993: 11ff, Dorbritz 2003: 405).

Infolge der Ausweitung von Bildungs- und Arbeitsmarktchancen, von Medienvielfalt und Konsummöglichkeiten erweiterte sich der biographische Möglichkeitsraum des Individuums. Eine Elternschaft, als langfristige biographische Festlegung, geht jedoch mit einer Einengung der zur Verfügung stehenden Optionen einher. Infolge dessen verringert sich der Anteil derer, die sich durch Kinder fest-

legen (Birg *et al.* 1991, Birg 1992; Kaufmann 1990: 385; Strohmeier 1993: 12, siehe auch Kapitel 2). Damit trägt diese Entwicklung zur Polarisierung der Lebensformen bei. Ende der 1960er Jahre, so Huinink (1991: 297), nimmt die Zahl der zunächst kinderlosen, aber früh geschlossenen Doppelverdiener-Ehen zu. „Diese finanziell gut ausgestatteten, jungen und noch kinderlosen Partnerschaften (...) nehmen aktiv an der gesellschaftlichen Neudefinition von wachsenden Konsumansprüchen (Lebensqualität) teil und konkurrieren dabei erfolgreich mit Familien, deren Einfluss auf diese Entwicklung tendenziell schwindet. Partnerschaft ohne Kinder wird attraktiv, ein hoher Lebensstandard ist wegen des doppelten Einkommens auch finanziell gesichert. Familien laufen dagegen immer mehr Gefahr, ökonomisch zu deprivieren.“ (ebd.: 298)

Festzuhalten bleibt, dass die Bundesrepublik mit ihren spezifischen Rahmenbedingungen widersprüchliche Anreize für die Geburt von Kindern liefert. Familien mit Kindern nehmen einen schrumpfenden Anteil an der Bevölkerung ein, wenngleich der „Familiensektor“ gegenüber dem „Nicht-Familiensektor“ immer noch dominiert. Gewachsene biographische Möglichkeiten sowie hohe Vereinbarkeitskosten der beiden Lebensbereiche Familie und Beruf erschweren in zunehmendem Maß die Entscheidung für Kinder.

4.2.2 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der ehemaligen DDR

Im Vergleich zur ehemaligen BRD hat man in der DDR früh geheiratet und in einem sehr jungen Alter das erste Kind bekommen. Kinderlosigkeit gab es in der DDR nur zu einem sehr geringen Anteil. Weniger als 10 % der zwischen 1930 und 1950 geborenen Frauen sind kinderlos geblieben (Huinink und Wagner 1995: 154).

Ein Leben ohne Kinder war in der DDR kaum vorstellbar. Kinderlosigkeit war in der Regel nicht gewollt. Sie blieb eine Ausnahme und erfuhr auch keine gesellschaftliche Akzeptanz. Frauen, die keine Kinder haben wollten oder konnten, wurden in der DDR „schief angeguckt“ oder bemitleidet. Ab 25 Jahren galt eine Erstschwangerschaft als Risikoschwangerschaft und ab 30 Jahren galt eine Frau als Spätgebärende (Bast und Ostner 1992: 245, vgl. auch Wendt 1993: 5).

Eine kindzentrierte Sozialpolitik führte zu einer hohen Sicherheit für ein Leben mit Kindern. In speziellen Lebensformen (z.B. ohne Partner) und Lebenslagen (z.B. während der Ausbildung) konnten Mütter mit besonderer Unterstützung rechnen. Frauen und Männer konnten sich daher unabhängig von ihrer Lebenssituation risikoloser für Kinder entscheiden (Trappe 1995: 211, Bast und Ostner 1992: 240). Im Vergleich zu Westdeutschland hat auch die relative Begrenztheit von Lebensoptionen die Menschen weitgehend auf die Familie verwiesen und eine frühzeitige Familiengründung gefördert. Möglichkeiten zur individuellen Lebensgestaltung, in denen Kinder eher als Hemmnis zu betrachten gewesen wären, waren in der DDR ohnehin kaum vorhanden. Die beschränkten Reise- und Konsummöglichkeiten sind dafür nur zwei Beispiele (Huinink und Wagner 1995: 152). Kinder allgemein und eine frühe Elternschaft im Besonderen beinhalteten daher unter dem Gesichtspunkt zukünftiger Lebensplanung keine einschneidenden Restriktionen. Langfristige Bindungen im familialen Bereich gingen durch die relativ großen Sicherheiten in Bezug auf die existenziellen Lebensgrundlagen und die staatlichen Garantien im Erwerbsbereich nur mit einem geringen Risiko für den zukünftigen Lebenslauf einher. Zudem lohnte sich eine frühe Familiengründung, denn eine Heirat und die Geburt eines Kindes garantierten zahlreiche Vorteile, beispielsweise eine selbständige Lebensführung durch die Zuteilung von Wohnraum (Huinink und Mayer 1993: 160f, Dornseiff und Sackmann 2002: 90).

Die Beschränkung individueller Freiheiten, unzureichende Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung im Beruf und in der Freizeit sowie eine „perfekionierte staatliche Kontrolle und Disziplinierung“

bewirkten einen deutlichen Rückzug in die Familie (Wendt 1993: 7). Die Familie wurde in der DDR mehr und mehr zu einem Synonym für Freizeit und Privatsein, der weitgehend geschützt vor staatlichen Zugriffen eine wichtige kompensatorische Funktion zufiel. Die Familie bildete in der DDR jene Nische, die es erlaubte, „sich dem politisch institutionellen Zugriff zu entziehen bzw. sich zumindest gegen eine umfassende (...) Überwachung abzuschirmen. (...) Gerade unter diesen restriktiven gesellschaftlichen Verhältnissen bildete die Familie zunehmend einen psychosozialen Schutzraum besonderer Qualität innerhalb der DDR-Gesellschaft“ (ebd.: 8).

Zu Beginn der 1970er Jahre beschleunigte sich der Rückgang der jährlichen Geburtenziffern, der schon seit Mitte der 1960er Jahre zu beobachten war. Unter den damaligen Bedingungen war jedoch, um die Reproduktion der Gesellschaft sicherzustellen, die Familie mit zwei bis drei Kindern ein aus gesellschaftlicher Sicht erstrebenswertes Ziel. Die Familienpolitik gewann im Zuge der sinkenden Geburtenzahlen deshalb eine explizit bevölkerungspolitische Note. Anders als die Bundesrepublik, die ebenfalls seit Ende der 1960er Jahre sinkende Geburtenzahlen zu verzeichnen hatte, war die DDR im Laufe der 1950er Jahre zusätzlich mit massiven Wanderungsverlusten konfrontiert. Das führte zu einer verschärften Lage im Produktionsbereich, so dass eine kontinuierliche Vollzeiterwerbstätigkeit der Frauen erforderlich wurde. Die weibliche Erwerbsbeteiligung wurde dabei staatlicherseits durch ökonomischen Druck und die individuelle Notwendigkeit zur Sicherung eines ausreichenden Lebensstandards erhöht (Trappe 1995: 209, Kreyenfeld 2004: 6).

In den ersten Jahrzehnten der DDR-Gesellschaft waren Maßnahmen für die Verbesserung der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf zur Entlastung der Frauen nur in unzureichendem Maß vorhanden. Die Frauen reagierten darauf, so vermuten Huinink und Wagner (1995: 160), vermehrt mit einem Verzicht auf das zweite Kind, um die persönlichen Belastungen, die sich aus der unzureichenden Unterstützung ergaben, in Grenzen zu halten. Das erste Kind blieb jedoch „obligatorisch“. Um diesem Vereinbarkeitsdilemma zu entgehen, wurde eine entscheidende Aufgabe der Familienpolitik, den Frauen ihre Doppelrolle als Mutter und qualifizierte Arbeitskraft zu ermöglichen. Im Zuge dessen wurden ab 1972 verstärkt sozialpolitische Maßnahmen zur Verbesserung der *synchronen Verbindung von Berufstätigkeit und Mutterschaft* und zur Erhöhung des Anreizes der Geburt von Kindern vor allem höherer Parität umgesetzt. Wesentliche Maßnahmen beinhalteten den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung, Arbeitszeitverkürzungen, zusätzliche Urlaubstage für vollzeiterwerbstätige Mütter mit mindestens zwei Kindern, bezahlte Freistellung zur Pflege erkrankter Kinder, die Einführung eines bezahlten Babyjahres bei Garantie des Arbeitsplatzes, die Bereitstellung zinsloser Familiengründungsdarlehen, die ‚abgekindert‘ werden konnten und eine Erhöhung des Kindergeldes (Helwig 1995: 199 in Stöbel-Richter 2000: 84f).

Durch die selbstverständlich gewordene kontinuierliche Teilnahme der Frauen am Erwerbsprozess hatte sich in der DDR im Gegensatz zur Bundesrepublik ein weibliches Rollenverständnis herausgebildet, das eine *Abkehr vom „Hausfrauenmodell“* als kulturelles Geschlechterleitbild bedeutete (Dornseiff und Sackmann 2002: 93). „Im Spannungsfeld von materiellen Restriktionen, institutionellen Reglementierungen und individuellen Interessen entwickelten Frauen einen auf Familie *und* Beruf gerichteten Lebensentwurf“ (Trappe 1995: 215, Hervorhebung im Original).

Die vollständige Eingliederung der Frauen in den Erwerbsprozess und die Verstetigung weiblicher Berufsverläufe erfolgte in der DDR – anders als in der Bundesrepublik – ohne gravierende Veränderungen des Zeitpunktes der Geburt von Kindern im Lebenslauf oder des Anteils kinderloser Frauen (ebd.: 208). Die aus der Verbindung von Familie und Beruf resultierenden Aufgaben wurden in der DDR als Aufgaben wahrgenommen, die ebenfalls im Zuständigkeitsbereich der Gesellschaft lagen. Dass die Betreuung der Kinder nicht mehr nur als Privatangelegenheit angesehen wurde, dass berufstätige Mütter mit kleinen Kindern kein negatives Image hatten und die Gesellschaft insgesamt als

kinder- bzw. familienfreundlich beurteilt wurde, ließen Rahmenbedingungen entstehen, die die Entscheidung für wenigstens ein Kind begünstigten (ebd.: 215f).

4.2.3 *Veränderte Rahmenbedingungen in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung*

Die Wiedervereinigung brachte für die Menschen in Ostdeutschland gravierende Veränderungen im politischen, ökonomischen und sozialen Gesellschaftssystem mit sich. Diese institutionellen, makrostrukturellen Veränderungen hatten zugleich Auswirkungen auf die Mikroebene. Neben den strukturellen und institutionellen Umbrüchen kam es deshalb auch zu entscheidenden Veränderungen unter anderem im demographischen Bereich, von denen besonders die Familienbildungsprozesse beeinflusst wurden.

Unter den neuen Rahmenbedingungen stellen sich Beruf und Familie im weiblichen Lebenszusammenhang mitunter als wechselseitig ausschließende Alternativen dar. Kinder werden in einem bisher unbekannten Ausmaß zu einem strategischen Aspekt der Lebensgestaltung und -planung. Die Entscheidung für Kinder ist unter den neuen Bedingungen voraussetzungsvoller geworden. Sie ist beispielsweise mehr als vorher an eine gefestigte Position im Erwerbssystem gebunden und in stärkerem Maß von der konkreten Lebenssituation abhängig. *Trappe* (1995: 218f) spricht deshalb von einer völlig neuen Einordnung der Familienbildung in den Lebenszusammenhang ostdeutscher Frauen. Die Veränderungen, Umbrüche und daraus resultierenden Verunsicherungen zeigten sich zum Beispiel im drastischen Einbruch der Heirats- und Geburtenzahlen in Ostdeutschland nach der „Wende“.

In der DDR war der Lebenslauf des Einzelnen deutlich weniger für den individuellen Spielraum geöffnet als in der Bundesrepublik. Berufsfindung, Studienort und Wohnungsvergabe waren zum großen Teil nicht eine Frage der eigenen Wahl, sondern wurden vielmehr nach sozialen und politischen Verteilungskriterien zugewiesen. In der DDR war der Möglichkeitsraum des eigenen Lebens geringer, auch solange man kinderlos war. Eine Elternschaft brachte deshalb keine spürbaren Einschnitte. Mit der Wiedervereinigung sind die Handlungsoptionen um ein Vielfaches erweitert worden. Das in der DDR hohe Ausmaß an Familien- und Kindorientierung hat nun starke Konkurrenz bekommen. In Anbetracht der Unsicherheit, die mit dem Wegfall der Institutionen und Infragestellung der Werte ohne Zweifel entstand und der zunehmenden Wahlmöglichkeiten sind Lebensentscheidungen, die die Biographie auf eine lange Zeit festlegen, zu einem Wagnis geworden. Sie sind mit einem hohen Risiko der Fehlplanung behaftet und werden daher gemieden (*Beck-Gernsheim* 1997a: 159f, *Dornseiff* und *Sackmann* 2002: 89).

Im Bereich der Erwerbsbeteiligung von Frauen wird die gleichzeitige Partizipation an Berufs- und Familienleben unter den bundesrepublikanischen Bedingungen im Vergleich zur sequenziellen Verbindung der beiden Bereiche benachteiligt, womit zugleich eine Begrenzung der Erwerbschancen von Frauen einhergeht. Maßnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung wird vom Staat eine untergeordnete Bedeutung beigemessen. Familie ist jetzt Privatangelegenheit. Die Vereinbarkeit mit anderen Lebensbereichen und den daraus resultierenden Anforderungen und Leistungen wird an die Frauen zurückverwiesen. Trotz dieser schwierigeren Kontextbedingungen ist die Erwerbsneigung ostdeutscher Frauen ungebrochen hoch (*Trappe* 1995: 216f).

Ob die Vereinigung der beiden deutschen Staaten auf institutioneller Ebene auch eine *innere Vereinigung* nach sich gezogen hat, lässt sich beispielsweise daran erkennen, ob in zentralen Lebensbereichen wie der Familienbildung eine Annäherung west- und ostdeutscher Muster stattgefunden hat (*Dornseiff* und *Sackmann* 2002: 88). Eine lebenslaufbezogene Betrachtung, wie sie zum Beispiel *Kreyenfeld* und *Konietzka* (2004) vornehmen, kommt zu dem Ergebnis, dass sich zumindest im

Bereich der Familiengründungsprozesse immer noch deutliche Unterschiede feststellen lassen. So haben ostdeutsche Frauen zwar mit der Wiedervereinigung die Geburt des ersten Kindes auf ein höheres Alter verschoben, ohne jedoch das relativ hohe westdeutsche Erstgeburtsalter zu erreichen. Zudem ist auch die Kinderlosigkeit in den neuen Bundesländern weiterhin geringer als in Westdeutschland. Unterschiede bestehen ebenfalls im Heiratsverhalten und der Erwerbsbeteiligung von Müttern fort (vgl. auch *Kreyenfeld* 2004, *Dorbritz* 1998, *Schneider* 1994). Insgesamt, so schlussfolgern *Kreyenfeld* und *Konietzka* (2004: 23), verweisen die anhaltenden Ost-West-Differenzen in der Familiengründung und im Heiratsverhalten *nicht* auf eine Anpassung des demographischen Verhaltens in Ostdeutschland an das westdeutsche Modell.

Mitunter wird umgekehrt die Frage gestellt, ob damit zu rechnen sei, dass die moderneren Familienstrukturen in Ostdeutschland zu einer Erosion der traditionelleren Familienstrukturen in Westdeutschland beitragen. „Zumindest dann, wenn mittelfristig die starren Restriktionen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den alten Bundesländern spürbar verringert werden sollten, scheint uns eine Annäherung der Muster der Familienentwicklung an jene im Osten prinzipiell wahrscheinlicher als eine Annäherung in umgekehrter Richtung.“ (*Kreyenfeld* und *Konietzka* 2004: 30)

5 Fragestellungen, Hypothesen und Datengrundlagen

5.1 Fragestellungen und Hypothesen

Die Datenanalyse wird von folgenden zwei grundlegenden Fragestellungen geleitet:

Im ersten Schritt soll untersucht werden, wie hoch die grundsätzliche Bereitschaft, überhaupt Kinder zu bekommen, ausgeprägt ist und in welchem Umfang. Es interessiert also nicht nur, ob Kinder gewünscht werden, sondern auch wie viele Kinder gewünscht werden. Die Auswertung wird getrennt für Ost- und Westdeutschland erfolgen. Dieser Analyseschritt wird in einen Zeitvergleich eingebunden, das heißt, es wird zusätzlich gefragt, wie sich der Kinderwunsch im Zeitverlauf in Ost- und Westdeutschland entwickelt hat. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass individuelles Handeln und individuelle Handlungsabsichten im generativen Bereich von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt werden, ist die Frage interessant, inwieweit die Kinderwünsche in Ost und West spezifische Besonderheiten aufweisen.

Im zweiten Schritt wird nun danach gefragt, von welchen Faktoren der Kinderwunsch in seiner Ausprägung beeinflusst wird. *Wer* wünscht sich Kinder bzw. viel entscheidender ist die Frage, wer die Personen sind, die sich keine Kinder wünschen? Durch welche Merkmale lassen sie sich beschreiben? Die Beantwortung dieser Frage bringt zugleich Zugang zur Beantwortung der Frage, *warum* keine Kinder gewünscht werden.

Die Analyse des Kinderwunsches macht eine getrennte Analyse nach Parität, das heißt für Kinderlose, Personen mit einem, zwei oder mehr als zwei Kindern erforderlich, da bereits vorhandene Kinder resp. Erfahrungen mit oder nach der Geburt den Kinderwunsch verändern können. So hält *Engelhardt* (2004: 11) als ein Ergebnis ihrer Analyse fest, dass „the family-size preference depends strongly on the actual number of children“. Ähnliche Ergebnisse zeigen die Untersuchungen von *Schneewind* und *Vaskovics* (1996: 43), *Stöbel-Richter* (2000: 172ff) und *Ruckdeschel* (2004: 366). Die Analyse des Kinderwunsches beschränkt sich in dieser Arbeit deshalb auf (noch) *kinderlose* Frauen und Männer.

In dieser Untersuchung werden beide Geschlechter, das heißt neben *Frauen* auch *Männer*, berücksichtigt, da es sich bei der Entscheidung für Kinder in der Regel um eine Entscheidung handelt, die in

Paarbeziehungen ausgehandelt wird – an der also sowohl Frau als auch Mann beteiligt ist. Allerdings, das muss bei dieser Untersuchung beachtet werden, wird aus methodischen Gründen am *individuellen* Kinderwunsch von Männern und Frauen angesetzt. In Querschnittserhebungen wird zumeist nur nach dem individuellen und nicht nach dem partnerschaftlichen Kinderwunsch gefragt. Zum Teil wird, wie in den DDR-Kinderwunschstudien, über den jeweils einen Partner (zumeist die Frau) der Wunsch des anderen Partners ermittelt. Inwieweit diese Aussage valide ist, bleibt jedoch fraglich (siehe auch Abschnitt 4.1). An vorhergehender Stelle wurde bereits angemerkt, dass das Ansetzen am individuellen Kinderwunsch, obwohl es sich um eine partnerschaftliche Entscheidung handelt, neben anderen bereits diskutierten Gründen, die oft beobachteten Diskrepanzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit bedingen kann.

Nun gibt es mehrere Möglichkeiten, die oben benannten Fragestellungen zu bearbeiten. Wie in Abschnitt 3.4 dargestellt, lassen sich zum einen verschiedene Konzepte des Kinderwunsches unterscheiden und damit verschiedene Möglichkeiten den Kinderwunsch als abhängige Variable zu definieren. Da der Kinderwunsch vor allem in Hinblick von Verhaltensintentionen interessiert, steht der *reale* Kinderwunsch im Blickpunkt des Interesses. Dabei wird der *Gesamtkinderwunsch* bzw. *allgemeine Kinderwunsch* – beides Konzepte des realen Kinderwunsches – als zu erklärende Variable verwendet.

Zum anderen kann diese Variable entweder binär aufgefasst werden, das heißt auf die Information reduziert, ob überhaupt ein Kinderwunsch vorliegt, oder es kann die konkrete Ausprägung und Verteilung des Kinderwunsches berechnet werden. Beide Vorgehensweisen haben Vor- und Nachteile: Während die binäre Variable die größere Aussagekraft besitzt, da es sich um eine grundsätzliche Disposition handelt, bietet die zweite Variante mehr Informationen bei gleichzeitig höherer Unsicherheit, was die tatsächliche Realisierung der Absichten anbelangt (vgl. *Ruckdeschel* 2004: 369).

Um Veränderungen und Unterschiede im Kinderwunsch zwischen Ost- und Westdeutschland differenzierter erfassen zu können, wird im ersten Teil der Analyse die konkrete Ausprägung und Verteilung des persönlichen Kinderwunsches berechnet. Für die sich anschließende Analyse von Einflussfaktoren wird auf die binäre Ausprägung des allgemeinen Kinderwunsches zurückgegriffen.

Schließlich wird die Datenanalyse auf die Altersgruppe der 20- bis 39-Jährigen begrenzt, da eine Analyse des Kinderwunsches nur bei Personen sinnvoll ist, die ihren Kinderwunsch prinzipiell noch erfüllen können. Diese Altersgrenze wird sowohl für Frauen als auch für Männer beibehalten, da Untersuchungen gezeigt haben, dass Männer ihren Kinderwunsch stark am Alter ihrer Partnerin orientieren und in einer Partnerschaft in der Regel auch nur wenige Jahre älter sind (*Ruckdeschel* 2004: 379, *Schmitt und Winkelmann* 2005: 5f, *Helfferich et al.* 2004: 27). Andererseits ist die Datenanalyse durch die Festlegung der Datensätze auf bestimmte Altersgruppen a priori beschränkt. Die Datenquellen werden ausführlicher im Abschnitt 5.2 beschrieben.

5.1.1 Theoretische Annahmen für den Zeitvergleich

Die Entwicklung des Kinderwunsches in Ost- und Westdeutschland im Zeitverlauf kann auf der Basis der Messzeitpunkte 1982 und 1987 für die DDR, 1988 für die BRD sowie nach der Wiedervereinigung 1992 und 2003 jeweils getrennt für Ost- und Westdeutschland abgebildet werden. Die Datenquellen, die dafür herangezogen werden, sind nachfolgend beschrieben.

Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen infolge der Wiedervereinigung waren in Ostdeutschland nachhaltige Veränderungen auch im Bereich der Familienbildung verbunden. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Wunsch nach Kindern völlig neu in die Lebensbiographie der Menschen eingeordnet wurde. Es wird vermutet, so *Hoffman und Trappe* (1990: 46), dass sich langfristig auch in

Ostdeutschland die von *Birg* in seiner biographischen Theorie der Fertilität beschriebenen Gesetzmäßigkeiten im generativen Verhalten durchsetzen. Die Erweiterung des biographischen Möglichkeitsraums erhöht das Ausmaß alternativer Lebensgestaltungen, unter denen Kinder nun als nur *eine* Variante wahrgenommen werden. Gewollte Kinderlosigkeit konnte aufgrund der Lebensbedingungen in der DDR gänzlich vernachlässigt werden. Aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Bedingungen für Familien und die Geburt von Kindern kann eine *Erhöhung gewollter Kinderlosigkeit* und damit einhergehend eine *Reduzierung des Kinderwunsches* vermutet werden, die durch die von *Birg* benannten Prozesse bedingt sein könnten (ebd.: 49).

Für die Entwicklung des Kinderwunsches in Westdeutschland wird angenommen, dass keine tendenziellen Veränderungen in der Ausprägung des Kinderwunsches zu beobachten sind. Weitgehend unveränderte Rahmenbedingungen sollten eine tendenzielle Stabilität im Kinderwunsch in Westdeutschland bewirken.

5.1.2 Hypothesen für die Analyse von Einflussfaktoren

Grundlage der Hypothesenbildung für die Analyse von Einflussfaktoren des Kinderwunsches ist das im Kapitel 4.1 vorgestellte Modell. Die Hypothesenformulierung für diesen Analyseteil bezieht sich, wie im vorherigen Abschnitt beschrieben, nur darauf, ob ein Kinderwunsch besteht oder nicht, in Abhängigkeit von der Ausprägung der unabhängigen Variablen. Diese Beschränkung muss in der Hypothesenformulierung beachtet werden.

Einfluss des Alters

In vielen Studien ist ein negativer Einfluss des Alters auf die gewünschte Kinderzahl nachgewiesen worden. Das Alter hat dabei einen starken Einfluss auf die Realisierung des Kinderwunsches, das heißt mit zunehmendem Alter steigt die tatsächliche Kinderzahl und die zusätzlich gewünschte Kinderzahl sinkt (*Ruckdeschel* 2004: 366). So zeigt *Engelhardt* (2004: 13) in ihrer Analyse, dass "the proportion of women with no further fertility intentions depends strongly on the actual number of size: For women with no previous birth, the proportion not wanting a child is about 31 %. This fraction increases further to 64 % at parity one, to 89 % at parity two, and finally to 92 % at parity three."

Allerdings kann, auch wenn nach der Zahl bereits vorhandener Kinder kontrolliert wird, ein negativer Einfluss des Alters auf den Kinderwunsch festgestellt werden (vgl. *Ruckdeschel* 2004, *Engelhardt* 2004). Bei Kinderlosen kann mit steigendem Alter eine Gewöhnung an diesen Zustand eintreten, das heißt Kinderlose gewöhnen sich zunehmend an ein Leben ohne Kinder und entwickeln dabei einen Lebensstil, der nicht mehr mit einem Familienleben vereinbar ist (*Rost und Schneider* 1996: 250). Ein eventuell vorhandener Kinderwunsch kann dadurch immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden.

Das Alter spielt insofern aber auch eine eigenständige Rolle, als dass es dem Kinderwunsch eine obere Grenze setzt, die einerseits biologisch bedingt ist, andererseits durch individuelle und gesellschaftliche Normen gesetzt wird. Individuelle und gesellschaftliche Normen können also, obwohl alle Voraussetzungen zur Erfüllung des Kinderwunsches gegeben sind, sich eine Person jedoch zu alt für Kinder fühlt, zur Nichtrealisierung oder Begrenzung des Kinderwunsches führen (*Ruckdeschel* 2004: 366f, *Helfferrich et al.* 2004: 28, *Hoffmann und Trappe* 1990: 50).

Es kann jedoch ebenfalls angenommen werden, dass der Wunsch nach einem Kind in unterschiedlichen Lebensphasen verschieden relevant ist: „In der sich ausdehnenden Phase des Übergangs

ins Erwachsenenalter treten sie (die Relevanz von Partnerschaft und Elternschaft, Anm. d. Verf.) für einige Zeit zugunsten ausbildungs- und berufsbezogener Ziele fast völlig in den Hintergrund.“ (Huinink 1997: 86) Beispielsweise kommt die Untersuchung von *Stöbel-Richter* (2000: 169) zu dem Ergebnis, dass für die jüngeren Altersgruppen bis 25 Jahre „der Kinderwunsch eher latent vorhanden ist und eine Auseinandersetzung bisher wenig und auf einer eher abstrakten Ebene stattgefunden hat.“

Zusammenfassend wird daher vermutet, dass der Einfluss des Alters auf den individuellen Kinderwunsch nicht monoton negativ, sondern *umgekehrt u-förmig* wirkt. Anstelle konkreter Altersgrenzen wird in dieser Hypothese nur die vermutete Tendenz beschrieben: Je jünger die Person, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass (noch) keine Kinder gewünscht werden. Mit steigendem Alter sollte die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder gewünscht werden, zunehmen, bis eine biologische, individuelle oder gesellschaftliche Grenze wiederum die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, sinken lässt.

Einfluss des Geschlechts

Die Bedingungen für die Geburt von Kindern in der Bundesrepublik wurden im Abschnitt 4.2.1 beschrieben. Danach ist die Geburt eines Kindes vor allem für Frauen mit gravierenden Veränderungen und Umbrüchen im Lebenslauf verbunden. Es sind immer noch überwiegend die Frauen, die für die Kinderbetreuung verantwortlich sind (*Rost und Schneider* 1995: 192) und die Kosten der problematischen Vereinbarkeit zwischen Beruf und Familie tragen müssen. *Beck-Gernsheim* (1989: 137) führt in diesem Zusammenhang einige Untersuchungen an, die auf geschlechtsspezifische Unterschiede im Kinderwunsch hinweisen, mit der Tendenz, dass Männer eher mehr und Frauen eher weniger Kinder wollen. *Roloff* (1995: 77) kann in ihrer Auswertung des „Family and Fertility Survey“ (FFS) feststellen, dass sich mehr Männer als Frauen noch weitere Kinder wünschen. Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass Frauen den Prozess der Familienerweiterung offenbar früher als abgeschlossen betrachten als Männer (vgl. *Ruckdeschel* 2004: 375).

Bei der Familiengründung im eigentlichen Sinn, also der Entscheidung für das erste Kind, zeigen Untersuchungen, dass sich Frauen häufiger Kinder wünschen als Männer. *Rost und Schneider* (1996: 251f) berichten in ihrer Untersuchung gewollt kinderloser Ehen, dass bei knapp der Hälfte beide Partner kinderlos bleiben wollen, bei der anderen Hälfte nur ein Partner, fast immer der Mann, dezidiert gegen eigene Kinder ist. Über die Ursachen dieser geschlechtsspezifischen Ausprägung im Kinderwunsch liegen jedoch nur wenig gesicherte Befunde vor (*Ruckdeschel* 2004: 367). Die Ergebnisse von *Stöbel-Richter* (2000: 168) weisen darauf hin, dass Frauen im Unterschied zu Männern in ihrem Kinderwunsch stärker von emotionalen Aspekten beeinflusst sind. Sie sind darüber hinaus „eher bereit, persönliche Einschränkungen in Kauf zu nehmen und betrachten ‚Kinder haben‘ als eher zum Leben dazu gehörend (...) als Männer.“

Da in dieser Analyse ausschließlich Kinderlose betrachtet werden und daher der Fokus auf der Frage liegt, ob überhaupt Kinder gewollt werden, wird vermutet, dass Frauen eine höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, sich Kinder zu wünschen als Männer.

Einfluss von Familienstand/Beziehungsform

Weiterhin werden Unterschiede im Vorhandensein eines Kinderwunsches nach Familienstand und Beziehungsform vermutet. Der Kinderwunsch ist zunächst entscheidend von der Verfestigung einer Partnerschaft abhängig. Selbst in Ländern mit hohen Nichtehelichenquoten wie sie Schweden, die ehemalige DDR und Ostdeutschland aufweisen, kommen Kinder überwiegend im Rahmen einer festen

Paarbeziehung zur Welt (*Kaufmann* 1990: 389). Die Untersuchung von *Engelhardt* (2004: 13) zeigte in diesem Zusammenhang, dass “the desired family size (...) is (...) lower for single women compared to married, separated, divorced and widowed women”. Und *Ruckdeschel* (2004: 375) kann als Ergebnis festhalten, dass bei Kinderlosen allein das Vorhandensein einer Paarbeziehung einen positiven Effekt auf den Kinderwunsch hat.

Weiterhin sind Differenzen innerhalb der Personengruppe, die in Paarbeziehungen leben, nach dem Institutionalisierungsgrad der Paarbeziehung zu erwarten. So kommt *Stöbel-Richter* in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Dauer der Paarbeziehung (als Indikator für deren Festigkeit) und der Familienstand signifikant positiv mit dem Wunsch nach einem Kind interagieren (*Stöbel-Richter* 2000: 184). *Dorbritz* (1991: 70) weist darauf hin, dass sich verheiratete Paare mehr Kinder wünschen als Paare in einer Lebensgemeinschaft. Die Ehe stellt damit im Vergleich zur Lebensgemeinschaft eine die Fertilitätsentwicklung begünstigende Familienform dar. Die Wichtigkeit des Institutionalisierungsgrades einer Paarbeziehung in Bezug auf den Kinderwunsch heben auch *Schoen et al.* (1999: 795) und *Ruckdeschel* (2004: 366) hervor. Dabei ist jedoch zu beachten, dass hier kein Ursache-Wirkungs-Verhältnis in dem Sinn vorliegt, dass eine Heirat den Kinderwunsch ansteigen lässt, sondern umgekehrt der Kinderwunsch häufig erst Anlass für eine Eheschließung ist.

Zusammenfassend wird daher vermutet, dass schlicht das Vorhandensein einer Paarbeziehung die Wahrscheinlichkeit steigen lässt, sich Kinder zu wünschen.

Für Personen, die in einer Paarbeziehung leben, wird weiterhin angenommen, dass eine Ehe die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, erhöht im Vergleich zu Paaren, die in einer Lebensgemeinschaft leben und Paaren ohne gemeinsamen Haushalt.

Einfluss des Bildungs- und Ausbildungsniveaus

Rost und *Schneider* (1996: 253) berichten, dass gewollt Kinderlose in ihrer Untersuchung im Durchschnitt höhere Bildungsabschlüsse aufweisen. Dabei seien die Unterschiede noch ausgeprägter, wenn man Personen mit abgeschlossener Hochschulbildung betrachtet. *Ruckdeschel* (2004: 375) kann in ihrer Analyse der Determinanten des Kinderwunsches ebenfalls einen Einfluss des Bildungsniveaus auf den Kinderwunsch nachweisen, der jedoch nur bei Befragten mit einem Kind signifikant wird. Danach erhöht sich die Wahrscheinlichkeit eines zusätzlichen Kinderwunsches bei Befragten mit hoher Schulbildung, die bereits ein Kind haben, im Vergleich zu Befragten mit niedriger Schulbildung.

Untersuchungen, die sich mit dem konkreten Ereignis der Geburt eines Kindes beschäftigen, zeigen, dass mit steigendem Qualifikationsniveau die Wahrscheinlichkeit kinderloser Lebensformen zunimmt (*Dorbritz* 2003: 413, *Grünheid* 2004). Allerdings müssen hier geschlechtsspezifische Unterschiede berücksichtigt werden. In Westdeutschland wirkt sich eine hohe Bildung bei Männern förderlich, bei Frauen dagegen hemmend auf eine Familiengründung aus (*Helfferrich et al.* 2004: 9). Steigende Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse bei Frauen führen zu einer zunehmenden Erwerbsbeteiligung der Frauen. „Dort wo die Möglichkeiten der Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit nicht gegeben sind, werden die Frauen dann vor die Alternative ‚Kinder oder Erwerbsbeteiligung‘ gestellt.“ (*Grünheid* 2004: 43)

Huinink (2002) formulierte im Zuge der Diskussion um die Verteilung der Kinderzahlen nach dem Qualifikationsniveau die These einer bimodalen Verteilung der Kinderzahlen in der Gruppe der Hochschul- und Fachhochschulabsolventinnen, die den festgestellten einseitigen Bildungseffekt relativiert. Danach ist in der oberen Bildungsgruppe nochmals zwischen einer familienfernen und einer familien-

orientierten Gruppe zu unterscheiden. Denn ein relativ hoher Anteil in dieser Gruppe entscheidet sich entweder für keine Kinder oder für mehr als ein Kind. Das Ergebnis von *Ruckdeschel* lässt sich dann auch wie folgt interpretieren: Die entscheidende Schwelle ist die Geburt des ersten Kindes. Danach ist die Neigung zu einem weiteren Kind in höheren Bildungsschichten besonders ausgeprägt (vgl. *Ruckdeschel* 2004: 375).

Um den Einfluss des Qualifikationsniveaus auf den Kinderwunsch zu überprüfen, wird als Indikator das *Ausbildungsniveau* herangezogen. Dabei wird zwischen Personen mit Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss, beruflichem Ausbildungsabschluss und Personen, die keinen beruflichen Abschluss haben, unterschieden. Als Begründung für die Verwendung des Ausbildungsabschlusses anstelle des allgemeinen Bildungsabschlusses lässt sich anführen, dass in Deutschland der Arbeitsmarktzugang sowie Mobilitätschancen stärker an formale berufliche Qualifikationen als an allgemein bildenden Abschlüssen ausgerichtet wird (*Konietzka* 1999). Berufliche Ausbildungsabschlüsse „better indicate career opportunities, earning potential, unemployment risks, etc.“ (*Kreyenfeld* 2002: 24).

Da in dieser Analyse ausschließlich (noch) kinderlose Personen berücksichtigt werden, wird folgende Hypothese formuliert: Personen mit Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss sollten im Vergleich zu Personen mit niedrigeren Ausbildungsabschlüssen (beruflicher Ausbildungsabschluss, kein Ausbildungsabschluss) eine geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, sich Kinder zu wünschen.

Dabei müssen in einem weiteren Schritt geschlechtsspezifische Unterschiede sowie Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland berücksichtigt werden.

Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen

Generative Entscheidungen werden stets im gesellschaftlichen Kontext realisiert und orientieren sich an ökonomischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen. Die gesellschaftlichen Bedingungen für Familien und die Geburt von Kindern sind bereits im Abschnitt 4.2 beschrieben worden. 15 Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands sind immer noch deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland vor allem im Bereich der Familienbildung zu verzeichnen. Getragen werden diese Unterschiede beispielsweise durch unterschiedliche Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die entscheidende strukturelle Rahmenbedingungen für die Familienplanung bilden: „Vor allem in Westdeutschland muss das Problem der Vereinbarkeit im Kontext eines eher traditionellen Rollenverständnisses gelöst werden, was die Möglichkeiten für Frauen stark beschränkt und häufig zu einem Verzicht auf Kinder führt“ (*Ruckdeschel* 2004: 367). In Ostdeutschland ist die Kinderbetreuungsrate höher und auch die Ganztagsbetreuung immer noch stärker etabliert als in Westdeutschland, so dass es den Frauen leichter gemacht wird, die in Ostdeutschland anhaltend hohe Erwerbsorientierung mit der Kinderbetreuung zu synchronisieren.¹⁶

Zusammenfassend können daher Ost-West-Unterschiede in der Ausprägung des Kinderwunsches vermutet werden: Die Wahrscheinlichkeit, dass *keine* Kinder gewünscht werden, sollte demnach in Westdeutschland höher sein als in Ostdeutschland.

¹⁶ Dabei ist die ausgeprägte Erwerbsorientierung ostdeutscher Mütter nicht allein ein kulturelles Erbe der DDR, sondern wird zugleich durch die strukturellen Rahmenbedingungen aufrechterhalten (*Kreyenfeld* und *Konietzka* 2004: 29).

Einfluss relevanter Einstellungen und Orientierungen

Weiterhin wird davon ausgegangen, dass individuelle Einstellungen und Wertorientierungen den Kinderwunsch beeinflussen. Denn Einstellungen und Orientierungen prägen Handlungsabsichten und legen Handlungsalternativen fest, aus denen mit bestimmter Wahrscheinlichkeit gewisse Handlungen hervorgehen.

Zunächst kann festgehalten werden, dass der Kinderwunsch erwartungsgemäß von der Einstellung zu Kindern und der Bedeutung, die Kindern in Relation zu anderen Lebensbereichen zuerkannt wird, abhängig ist. Personen, die sich Kinder wünschen, beurteilen das Leben mit Kindern wesentlich positiver als Personen, die sich keine Kinder wünschen (*Ruckdeschel* 2004: 366). Dabei begründet sich die Entscheidung gegen Kinder nach den Ergebnissen von *Rost* und *Schneider* (1996: 256) weniger darauf, dass Kinder in Konkurrenz zu anderen Lebenszielen gesehen werden, sondern vielmehr darauf, dass die Entscheidung gegen Kinder nicht als Verzicht auf etwas positiv Besetztes, Wünschenswertes oder Sinnstiftendes empfunden wird. Für gewollt Kinderlose sind Kinder keine Bereicherung des Lebens. „Elternschaft dient ihnen nicht zur Selbstverwirklichung und passt nicht zur eigenen Identität“ (ebd.: 258).

Ein weiterer Einflussfaktor auf den Kinderwunsch ist die Orientierung auf die Paarbeziehung: Eine starke Betonung der Paarbeziehung geht oft mit einem reduzierten Kinderwunsch einher. Im Mittelpunkt steht hier die Befürchtung, dass Kinder die Beziehungsqualität negativ beeinflussen könnten (*Rost* und *Schneider* 1996: 252). Weiterhin konnte festgestellt werden, dass die Wertschätzung einer egalitären Partnerschaft den Kinderwunsch negativ beeinflusst (vgl. *Ruckdeschel* 2004: 376). Ebenfalls eher hemmend auf den Kinderwunsch wirken der Wunsch nach Unabhängigkeit, Flexibilität und Selbstverwirklichung sowie eine hohe Freizeitorientierung. Auch hohe Berufs- und Karriereorientierungen lassen sich scheinbar schlecht mit Kindern vereinbaren und bewirken ebenfalls häufiger eine Entscheidung gegen Kinder. Elternschaft wird hier in erster Linie als karrierehemmend wahrgenommen (*Rost* und *Schneider* 1996: 252f, *Ruckdeschel* 2004: 366, *Schneewind* und *Vaskovics* 1996: 11).

Bereits an dieser Stelle muss vorweg genommen werden, dass nicht alle oben genannten Aspekte überprüft werden können, da dies im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist und auch aus datentechnischen Gründen die Möglichkeiten dazu begrenzt werden. Die Datenanalyse beschränkt sich deshalb auf die Überprüfung folgender Hypothesen:

- Je höher die Bedeutung, die Kindern in Relation zu anderen Lebensbereichen zukommt und je positiver die Tatsache „Kinder zu haben“ bewertet wird, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass eigene Kinder gewünscht werden.
- Je stärker der Wunsch nach Selbstverwirklichung besteht, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder gewünscht werden.
- Und: Je wichtiger eine egalitäre Partnerschaft bewertet wird, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder gewünscht werden.

5.2 Datengrundlagen zur Hypothesenüberprüfung

Für die Analyse der Entwicklung des Kinderwunsches in Ost- und Westdeutschland im Zeitverlauf wird auf die DDR-Kinderwunschstudien von 1982 und 1987, auf den DJI-Familiensurvey von 1988 und die beiden PPA-Surveys des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) von 1992 und 2003 zurückgegriffen. Für die sich daran anschließende Untersuchung der Einflussfaktoren des Kinderwunsches wird ausschließlich die PPA2 des Bundesinstituts genutzt.

Die Kinderwunschstudien der DDR

Die beiden so genannten Kinderwunschstudien wurden vom Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften zur Erforschung des generativen Verhaltens der DDR-Bevölkerung in den Jahren 1982 und 1987 erhoben. Mit diesen Untersuchungen wurden einerseits eine differenzierte Bestimmung der Ausprägung des Kinderwunsches in der Bevölkerung sowie der Bedingungen seiner Erfüllung verfolgt, andererseits bestand das Anliegen in einer Wirkungsanalyse bevölkerungspolitischer Maßnahmen.

Dazu wurden 1982 2.488 Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren schriftlich zu objektiven und subjektiven Faktoren der Geburtenentwicklung befragt. Die Zufallsauswahl beschränkte sich auf die Städte Berlin, Wismar, Riesa sowie die Gemeinden des Kreises Templin. Während sich die erste Erhebung ausschließlich auf Frauen bezog, wurden in der zweiten Kinderwunschstudie, die 1987 erhoben wurde, beide Geschlechter berücksichtigt. Diesmal wurden 4.136 Frauen *und* Männer im Alter von 18 bis 40 Jahren schriftlich befragt. Die Zufallsauswahl beschränkte sich diesmal auf die Städte Berlin, Riesa, Frankfurt/Oder und Friedland sowie die Gemeinden des Kreises Freienwalde.¹⁷

Die Relevanz der Kinderwunschstudien für diese Analyse ergibt sich aus der Zielstellung, mit der diese beiden Datensätze erhoben wurden. Meines Wissens sind es auch die einzigen Datensätze in der DDR, die Aussagen zur Geburtenentwicklung und zum Kinderwunsch bereitgestellt haben und auch heute noch zugänglich sind.

Der DJI-Familiensurvey von 1988

Der Familiensurvey wurde zum ersten Mal 1988 vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) erhoben. Mit dieser ersten Welle wurde die Grundlage für eine langfristige Dauerbeobachtung von Familien angelegt. Der Familiensurvey richtet sich im Schwerpunkt auf Vielfalt und Wandel von Familienformen, auf die Dynamiken von Paarbeziehungen, Geburten und Aufwachsen von Kindern sowie auf die Dynamik von Berufskarrieren mit ihren Auswirkungen auf das Familienleben.

Im ersten Familiensurvey von 1988 wurden insgesamt 10.043 Frauen und Männer im Alter von 18 bis 55 Jahren befragt. Die Datenerhebung erfolgte mittels einer standardisierten Face-to-Face-Befragung. Der Familiensurvey macht damit repräsentative Aussagen¹⁸ für die in der Bundesrepublik lebende Bevölkerung im Alter von 18 bis 55 Jahren zum Erhebungszeitpunkt 1988.¹⁹

Der Familiensurvey von 1988 wird für den Zeitvergleich herangezogen, da er Aussagen zum Kinderwunsch von den in der Bundesrepublik lebenden Frauen und Männern bereitstellt. Weiterhin ist der Erhebungszeitpunkt 1988 relativ zeitgleich der der Kinderwunschstudie von 1987. Zu beachten sind allerdings die unterschiedlichen Erhebungsverfahren sowie Unterschiede in der Frageformulierung und den Antwortkategorien zum Kinderwunsch, die einen Vergleich nur eingeschränkt zulassen. Auf die konkrete Frageformulierung und die angegebenen Antwortkategorien in den einzelnen Datensätzen wird jedoch an späterer Stelle genauer eingegangen.

¹⁷ Weitere Informationen zu den beiden Kinderwunschstudien sind auf der Homepage des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln unter den ZA-Studiennummern 6868 und 6869 bereitgestellt.

¹⁸ Für Anmerkungen zum Repräsentativitätsbegriff siehe z.B. *Diekmann* (2000: 368).

¹⁹ Weitere Informationen zum Familiensurvey finden sich auf der Homepage des Deutschen Jugendinstituts.

Die PPAS des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB)

Schließlich wird die Population Policy Acceptance Study (PPAS) des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung für die Beantwortung der Fragestellungen herangezogen. Die PPAS basiert auf zwei Befragungen, die in Deutschland und in weiteren europäischen Ländern Anfang der 1990er Jahre (PPA1) und in den ersten Jahren nach der Jahrtausendwende (PPA2) durchgeführt wurden. Neben Deutschland sind 13 weitere Länder (Belgien, Estland, Finnland, Italien, Litauen, die Niederlande, Österreich, Polen, Rumänien, Slowenien, Tschechien, Ungarn und Zypern) an dem international vergleichenden Projekt beteiligt. Ziel der PPAS ist die Erfassung von Einstellungen und Meinungen der Bevölkerung über familien- und bevölkerungspolitisch relevante Themen.

In Deutschland wurde die PPA1 im Jahr 1992 durchgeführt. Die Erhebung erfolgte gemeinsam mit dem Family and Fertility Survey (FFS). Befragt wurden in der PPA1 10.012 Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland im Alter zwischen 20 und 39 Jahren. Die PPA2 wurde in Deutschland in der ersten Hälfte des Jahres 2003 erhoben. Befragt wurden diesmal 4.110 Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland im Alter zwischen 20 und 65 Jahren. Mit den PPA-Surveys können repräsentative Aussagen für die deutsche Wohnbevölkerung im Alter von 20 bis 39 Jahren (PPA1) bzw. 20 bis 65 Jahren (PPA2) gemacht werden.

Die Datenerhebung erfolgte in beiden Wellen mittels einer standardisierten Face-to-Face-Befragung. Wegen der Konzepterweiterung um die Fragestellungen der Alterung, Zuwanderung, Integration, Generationenbeziehungen und Geschlechterrollen ist die befragte Altersgruppe im Vergleich zur PPA1 in der PPA2 erweitert worden. Ein Zeitvergleich ist damit nur eingeschränkt auf die Altersgruppe der 20- bis 39-Jährigen möglich, auf die auch die gesamte Datenanalyse beschränkt wird. Für die folgenden Analysen wird außerdem nur auf die deutsche PPAS zurückgegriffen.²⁰

Da die PPA-Surveys den Schwerpunkt auf die Erhebung von Einstellungen und Meinungen zu demographischen Entwicklungen gelegt haben und damit auch Fragen zum Kinderwunsch bereitstellen, sind sie für diese Untersuchung gut geeignet. Mit der PPA2 können die im vorherigen Abschnitt aufgestellten Hypothesen zu Einflussfaktoren des Kinderwunsches überprüft werden. Soziodemographische Variablen werden durch Fragen zu Einstellungen und Wertorientierungen ergänzt. Durch die hohen Fallzahlen sind außerdem differenzierte Analysen, auch getrennt für Ost- und Westdeutschland, möglich. Das Oversampling für Ostdeutschland muss jedoch bei Auswertungen für das gesamte Bundesgebiet beachtet werden, indem es entsprechend seinem tatsächlichen Anteil an der Bevölkerung herabgewichtet wird. Weiterhin ist diese Datenquelle durch die Erhebungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten, in denen das Frageprogramm zu großen Teilen unverändert beibehalten wurde, ebenfalls gut für den Zeitvergleich geeignet.

²⁰ Weitere Informationen zur PPAS finden sich auf der Homepage des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung und in der Schriftenreihe des BiB (z.B. *Dorbritz et al.* 2005: 59), auf die für die vorangegangene Beschreibung der Studie zurückgegriffen wurden.

6 Ergebnisse der Datenanalyse

6.1 Entwicklung des Kinderwunsches im Zeitverlauf

Diesem Untersuchungsteil liegt die Frage zugrunde, wie hoch die grundlegende Bereitschaft, Kinder zu bekommen, in der Bevölkerung ausgeprägt ist und inwiefern hier Veränderungen im Zeitverlauf zu beobachten sind. Weiterhin wird nach spezifischen Besonderheiten in der Ausprägung des Kinderwunsches in Ost- und Westdeutschland gefragt.

Die hier vorliegenden Querschnittsdaten geben Auskunft über die Ausprägung des persönlichen Kinderwunsches zu einem bestimmten Zeitpunkt. Veränderungen im Kinderwunsch sind mit diesen Daten nur auf *gesamtgesellschaftlicher Ebene*, nicht auf individueller Ebene nachvollziehbar. Um Veränderungen im Kinderwunsch auf individueller Ebene zu erfassen, wären Paneldaten notwendig.

Gleichzeitig muss darauf hingewiesen werden, dass ein Zeitvergleich auf Grundlage dieses Datenmaterials nur bedingt möglich ist. Zum einen basieren die Daten auf unterschiedlichen *Erhebungsmodi*: im Fall der Kinderwunschstudien wurde beispielsweise schriftlich befragt, die PPA-Studien wurden mittels Face-to-Face-Befragung erhoben. Es ist nicht auszuschließen, dass sich die unterschiedlichen Erhebungsmodi auf die Beantwortung der doch recht persönlichen Frage nach dem Kinderwunsch auswirken. Zum anderen variieren die *Kinderwunschfragen* in den verschiedenen Studien leicht. Entscheidender sind jedoch die in den Studien unterschiedlich vorgegebenen *Antwortkategorien*. In Abschnitt 3.4 (Zur Validität des Kinderwunsches) wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Antworten auf die Kinderwunschfrage durch die vorgegebenen Antwortkategorien beeinflusst werden. So führt beispielsweise die Antwortvorgabe „Wünschen Sie sich ein, zwei oder drei Kinder“ zu anderen Ergebnissen als die Vorgabe „Wünschen sie sich ein, ein bis zwei, zwei, zwei bis drei (...) Kinder?“. Daher können die Zahlen nur als *grober* Indikator für Veränderungen im Kinderwunsch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene gelten.

Die Kinderwunschfragen, wie sie in den verschiedenen Studien gestellt wurden, sowie die entsprechenden Antwortkategorien sind in der nachfolgenden Tabelle 1 zusammengefasst.

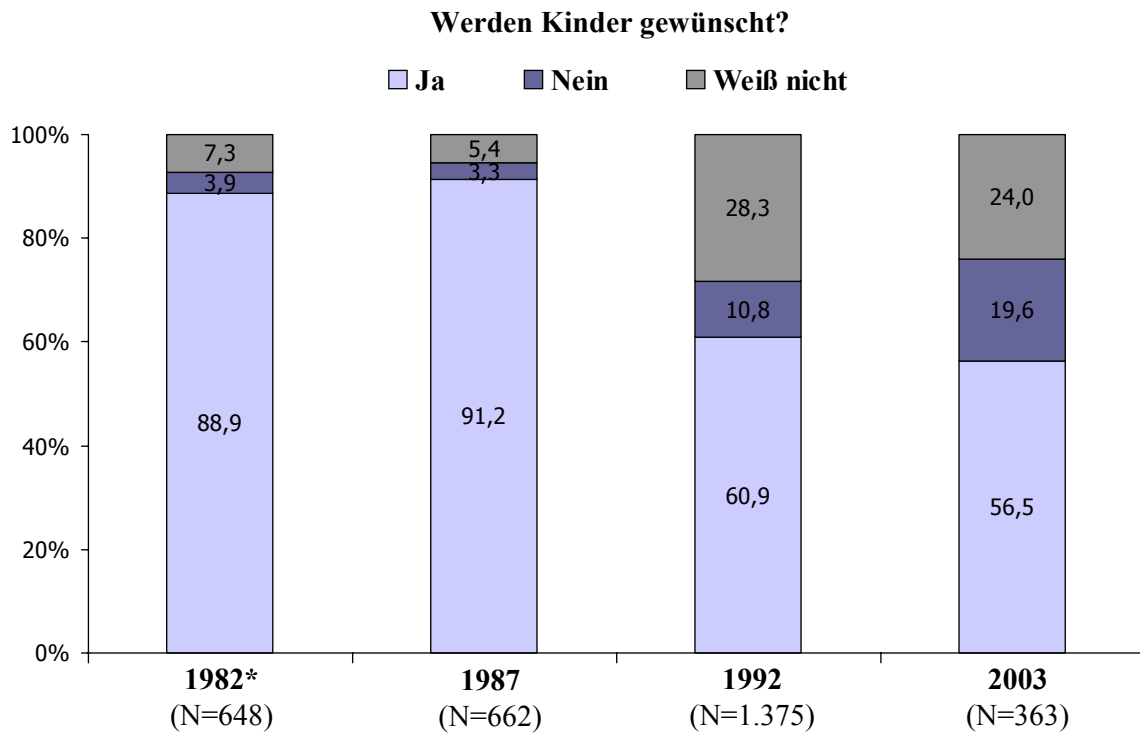
Um die Vergleichbarkeit weitgehend gewährleisten zu können, wird die Analyse auf die 20- bis 39-Jährigen beschränkt. Im Fall der DDR-Kinderwunschstudie von 1982 ist diese Altersbeschränkung aufgrund der Kategorisierung der Altersvariable jedoch nicht exakt möglich. Hier gilt daher die Altersbeschränkung auf 19- bis 39-Jährige. Weiterhin ist zu beachten, dass in dieser Studie ausschließlich *Frauen* befragt wurden. Von dieser Ausnahme abgesehen gehen für alle anderen Erhebungszeitpunkte (d.h. ab 1987) die Kinderwünsche sowohl von Frauen als auch von Männern in die Auswertung ein. Weiterhin ist die Analyse des Kinderwunsches auf *Kinderlose* begrenzt. Ebenfalls ausgeschlossen sind Befragte, die angaben, sie bzw. ihre Partnerin sei derzeit schwanger.

Die Entwicklung des Kinderwunsches im Zeitverlauf wird getrennt für Ost- und Westdeutschland dargestellt. Von den in den PPA-Studien Befragten (d.h. für die Messzeitpunkte nach 1990) zählen zu „Ostdeutschland“ jene, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind *und* dort auch immer noch leben. Analog gilt diese Kodierung für Befragte aus Westdeutschland. Kulturelle Prägung und strukturelle Einflüsse können dadurch gleichermaßen berücksichtigt werden.

Tab. 1: Übersicht über die Kinderwunschfragen

Studie	Kinderwunschfrage	Antwortkategorien
DDR-Kinderwunschstudie (1982)	Möchten Sie noch mehr Kinder, bzw. falls Sie noch keine Kinder haben, wie viele wünschen Sie sich?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ kein Kind (mehr) ▪ (noch) 1 Kind ▪ (noch) 1 oder 2 Kinder ▪ (noch) 2 Kinder ▪ (noch) 2 oder 3 Kinder ▪ (noch) 3 Kinder ▪ (noch) mehr als 3 Kinder ▪ ich weiß es noch nicht
DDR-Kinderwunschstudie (1987)	Wie viele Kinder wünschen Sie sich für Ihre Familie?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ keine Kinder ▪ 1 Kind ▪ 1 oder 2 Kinder ▪ 2 Kinder ▪ 2 oder 3 Kinder ▪ 3 Kinder ▪ mehr als 3 Kinder ▪ ich habe keine festen Vorstellungen
DJI-Familiensurvey (1988)	(1) Nur an Kinderlose: Möchten Sie Kinder bzw. hätten Sie gern Kinder gehabt?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Ja (weiter mit (2)) ▪ Kommt darauf an (weiter mit (2)) ▪ Nein
	(2) Wenn es nur nach Ihnen ginge: Wie viele Kinder möchten Sie insgesamt bzw. hätten Sie insgesamt gewollt?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ kein Kind ▪ 1 Kind ▪ 2 Kinder ▪ 3 Kinder ▪ mehr als 3 Kinder ▪ weiß nicht
PPA1 (1992)	(1) Nur an Kinderlose: Möchten Sie irgendwann einmal eigene Kinder haben?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Ja (weiter mit (2)) ▪ Nein ▪ weiß nicht
	(2) Wie viele eigene Kinder möchten Sie insgesamt haben?	offene Abfrage (in Zweifelsfällen bis zu zwei Angaben möglich)
PPA2 (2003)	Möchten Sie (noch weitere) Kinder, und wenn ja, wie viele?	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Ja, und zwar ... Kinder (offene Abfrage) ▪ Nein ▪ Ich weiß nicht/ ich bin mir nicht sicher ▪ Ich bin/ Meine Partnerin ist schwanger, danach möchte ich noch ... weitere Kinder (offene Abfrage)

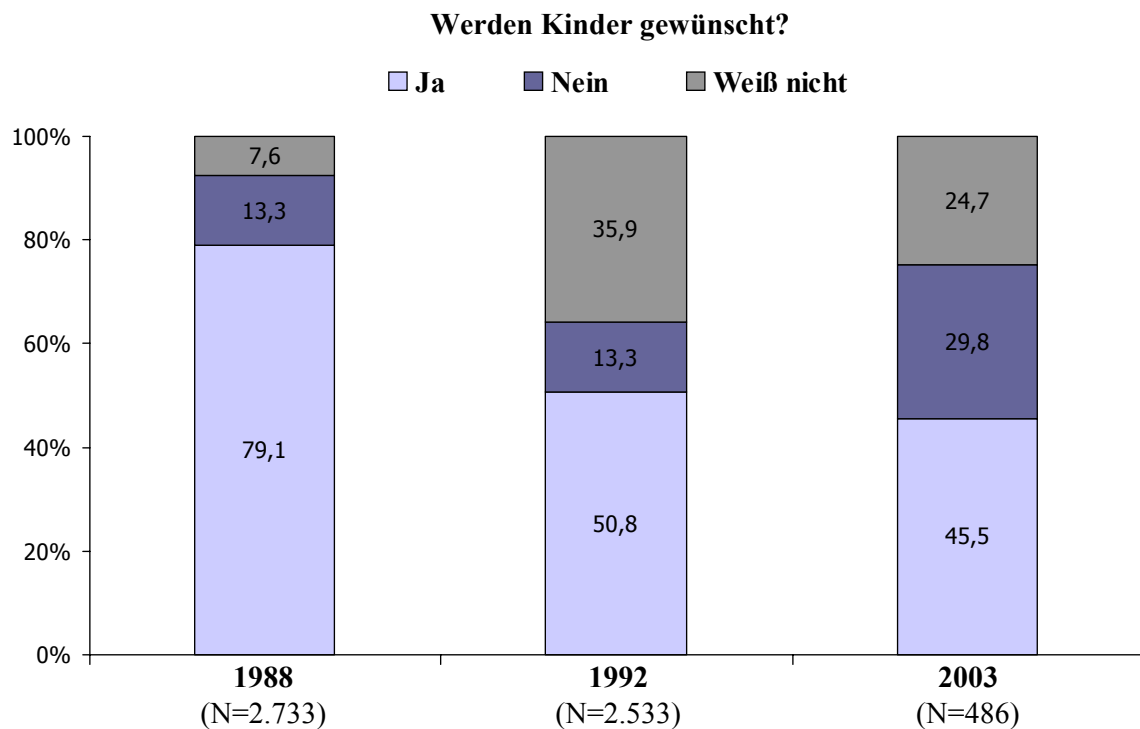
Abb. 5: Kinderwunsch in Ostdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose



*nur Frauen im Alter von 19 bis 39 Jahren, kinderlos

Quelle: DDR-Kinderwunschstudien (1982 & 1987), PPA1 (1992), PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Abb. 6: Kinderwunsch in Westdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose



Quelle: DJI-Familiensurvey (1988), PPA1 (1992), PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

In den DDR-Kinderwunschstudien sowie im PPA1 waren bei der Frage nach dem Kinderwunsch bis zu zwei Angaben möglich (siehe Tab. 1). Bestehende Unsicherheiten in der gewünschten Kinderzahl wurden dadurch berücksichtigt. Die Analyse beschränkt sich jedoch auf den *minimalen Kinderwunsch*. Das heißt, bei Befragten, die sich ein oder zwei Kinder wünschen, geht lediglich die Auskunft, dass ein Kind gewünscht wird, in die Analyse ein. Die Beschränkung auf den minimalen Kinderwunsch kann aufgrund der Ergebnisse aus der Kinderwunschforschung gerechtfertigt werden, die gezeigt hat, dass dieser noch am wahrscheinlichsten realisiert wird (*Ruckdeschel* 2004: 370, vgl. auch Abschnitt 3.4).

Im ersten Schritt der Untersuchung werden die Angaben zum Kinderwunsch auf die Information reduziert, ob Kinder gewünscht werden oder nicht. Zusätzlich werden hier auch Befragte berücksichtigt, die sich in ihrer Entscheidung, ob sie Kinder wünschen, nicht sicher sind. Abbildung 5 zeigt die Entwicklung des Kinderwunsches im Zeitverlauf für Ostdeutschland, Abbildung 6 entsprechend für Westdeutschland.

Die Abbildungen zeigen, dass Kinder in der DDR von der überwiegenden Mehrheit (89 % bzw. 91 %) gewünscht wurden. Kinderhaben gehörte ganz selbstverständlich zum Lebensentwurf. Aus der Forschungsliteratur ist zudem bekannt, dass sich der Kinderwunsch in der DDR kaum nach sozialen Merkmalen differenzierte (*Helffferich et al.* 2001: 187). Dauerhafte Kinderlosigkeit blieb eine Ausnahme und erfuhr auch keine gesellschaftliche Akzeptanz. Demnach ist es nicht verwunderlich, dass der Wunsch, keine Kinder zu haben, in der DDR nur äußerst schwach ausgeprägt war.

Im Zeitverlauf ist eine deutliche Abnahme des Kinderwunsches erkennbar, die sich sowohl für Ost- als auch für Westdeutschland aufzeigen lässt. Der Wunsch nach Kindern ist in Ostdeutschland allerdings zu allen Erhebungszeitpunkten stärker ausgeprägt. Gleichzeitig hat sich die Unsicherheit in der Frage, ob Kinder gewünscht werden, im Vergleich zu den Erhebungszeitpunkten vor 1992 sowohl in Ost als auch in West erhöht. So geben in der jüngsten Erhebung in beiden Teilen Deutschlands knapp ein Viertel der Befragten an, in der Kinderwunschfrage (noch) unentschieden zu sein.

Wenden wir uns nun im zweiten Schritt der konkreten Verteilung des Kinderwunsches nach Kinderzahl zu. In diesem Analyseschritt bleiben Befragte, die sich hierin unsicher waren, ausgeschlossen.

Forschungsergebnisse zeigen, dass im Durchschnitt immer weniger Kinder gewünscht werden. Der Kinderwunsch ist im Laufe der letzten 15 Jahre auf unter zwei Kinder gesunken. Ost-West-Unterschiede sind im durchschnittlichen Kinderwunsch kaum noch anzutreffen (*Dorbritz et al.* 2005: 36f, *Ruckdeschel* 2004: 371). Dennoch zeigt die Verteilung der gewünschten Kinderzahl Besonderheiten in Ost und West. In Tabelle 2 ist die Verteilung des Kinderwunsches in Ost- und Westdeutschland für die entsprechenden Erhebungszeitpunkte dargestellt.

Wie auch die vorhergehenden Abbildungen zeigt Tabelle 2, dass der Wunsch, keine Kinder zu bekommen, sowohl in Ost als auch in West zugenommen hat und sichtlich erkennbar ist. Das Ausmaß der gewünschten Kinderlosigkeit ist in Ostdeutschland in der jüngsten Erhebung mit 26 % im Vergleich zu 40 % in West immer noch geringer ausgeprägt. In Westdeutschland ist dagegen zu allen Erhebungszeitpunkten der Wunsch nach drei und mehr Kindern unter den Kinderlosen stärker vorhanden als in Ostdeutschland.

Sowohl für Ost- als auch für Westdeutschland sichtbar ist die Konzentration des Kinderwunsches auf die Zwei-Kind-Familie. Im Gegensatz zu Westdeutschland ist in Ostdeutschland aber auch der Wunsch nach nur einem Kind deutlich zu erkennen.

Tab. 2: Kinderwunsch nach Kinderzahl in Ost- und Westdeutschland im Zeitverlauf – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, ohne Unentschiedene (Zeilenprozente)

Erhebungszeitpunkt	Gewünschte Kinderzahl				N
	0 Kinder	1 Kind	2 Kinder	3+ Kinder	
Ostdeutschland					
1982*	4,2	32,6	58,4	4,8	601
1987	3,5	35,9	55,4	5,1	626
1992	15,1	40,8	40,7	3,4	985
2003	25,8	18,5	49,5	6,2	275
Westdeutschland					
1988	14,4	7,9	58,6	19,1	2,526
1992	20,9	22,2	48,2	8,6	1,609
2003	39,8	8,2	41,5	10,4	364

* nur Frauen im Alter von 19 bis 39 Jahren, kinderlos

Quelle: DDR-Kinderwunschstudien (1982 & 1987), DJI-Familiensurvey (1988) sowie PPA1 (1992) und PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Die jüngste Erhebung zeigt eine Konzentration des Kinderwunsches sowohl auf die Zwei-Kind-Familie als auch auf einen Lebensentwurf ohne Kinder. Diese *Polarisierung im Kinderwunsch* ist in beiden Teilen Deutschlands zu beobachten, in Ostdeutschland jedoch auf einem niedrigeren Niveau. Hier ist noch immer die stärkere Orientierung auf die Ein-Kind-Familie erhalten geblieben, wenngleich sie im Vergleich zu früheren Erhebungszeitpunkten abgenommen hat. Auch die Ergebnisse von *Helfferrich et al.* und *Ruckdeschel* verweisen auf eine Polarisierung im Kinderwunsch. Für den Westen deuten *Helfferrich et al.* (2001: 187) dies als Hinweis auf vereinbarkeitsbedingte Entscheidungsschwellen, die eine „Alles oder Nichts“-Einstellung fördern, in dem Sinn, dass entweder mehr als ein Kind gewünscht wird oder keine Kinder gewünscht werden. Im Osten ist dagegen ein Leben mit Kindern in der Vorstellung erhalten geblieben. Der Wunsch nach Kindern wird nicht vollständig gestrichen. Aufgrund der schwieriger gewordenen Vereinbarkeit wird er jedoch auf nur ein Kind beschränkt (ebd.: 187, vgl. auch *Ruckdeschel* 2004: 373).

Schaut man sich das tatsächliche Geburtenverhalten an, ist zu erkennen, dass die Familienentwicklung in Deutschland polarisierende Züge trägt (vgl. Abschnitt 4.2.1). Die Polarisierungsthese (*Strohmeier* 1993: 11ff, *Dorbritz* 2003: 405ff) beschreibt dabei die Teilung der Bevölkerung im Familienbildungsalter in zwei Gruppen: einen bedeutender werdenden „Nicht-Familien-Sektor“ und einen schrumpfenden „Familien-Sektor“. Die zu beobachtende Polarisierung ist offenbar schon im Kinderwunsch angelegt. Bereits im Kinderwunsch scheint sich eine Vorentscheidung zwischen kinderlos bleiben oder Kinderhaben – dann aber mit der Tendenz zur Zwei-Kind-Familie – abzuzeichnen.

Ob der gewachsene Anteil an Personen, die keine Kinder haben wollen, es jedoch rechtfertigt, vom sich ausbreitenden *Ideal* der freiwilligen Kinderlosigkeit zu sprechen, ist damit nicht belegt. Dazu ist interessant zu wissen, *wer* die Personen sind, die sich keine Kinder wünschen. Durch welche Merkmale lassen sie sich beschreiben? Zugleich kann diese Frage auch Antworten darauf hervorbringen, *warum* sich ein nicht unbeachtlicher Teil in Ost und West keine Kinder wünscht. Der nächste Analyseteil beschäftigt sich deshalb mit der Untersuchung von Einflussfaktoren des Kinderwunsches.

6.2 Einflussfaktoren des Kinderwunsches

Zur Untersuchung von Einflussfaktoren des Kinderwunsches wird der PPA2 (2003) verwendet, der bereits in Abschnitt 5.2 beschrieben wurde. Der Datensatz umfasst 4.110 Befragte, davon 2.058 aus Westdeutschland und 2.052 aus Ostdeutschland. Die ostdeutsche Bevölkerung ist damit in dieser Stichprobe überrepräsentiert. Dieses Oversampling muss bei Analysen für Gesamtdeutschland beachtet werden, in dem mit einer Gewichtungvariable Befragte aus den neuen Bundesländern entsprechend ihrem Anteil an der Bevölkerung herabgewichtet werden.²¹

In die Datenanalyse werden nur Personen einbezogen, die angaben, in Deutschland (Ost- bzw. Westdeutschland) aufgewachsen zu sein. Damit bleiben ausländische Befragte unberücksichtigt, da hier bei der Interpretation andere Sachverhalte (z.B. kulturelle Unterschiede) beachtet werden müssten, die jedoch bereits im theoretischen Teil unberücksichtigt blieben. Die Analyse wird weiterhin auf Frauen und Männer im Alter von 20 bis 39 Jahre beschränkt, die zusätzlich das Kriterium, (noch) keine Kinder zu haben, erfüllen. Zur Begründung dieser Einschränkungen wird auf den Abschnitt 5.1 verwiesen. Für die Datenanalyse können entsprechend dieser Kriterien insgesamt 941 Fälle einbezogen werden. Eine Übersicht über die Filtervariablen ist in der folgenden Tabelle 3 dargestellt.

6.2.1 Stichprobenbeschreibung

Tabelle 4 zeigt, wie sich die Stichprobe nach Anwendung der Filterkriterien hinsichtlich soziodemographischer Variablen darstellt.

6.2.2 Abhängige und unabhängige Variablen

Kinderwunsch als abhängige Variable

Die Kinderwunschfrage wurde im PPA2 wie folgt gestellt: „*Möchten Sie (noch weitere) Kinder, und wenn ja, wie viele?*“ Da ausschließlich (noch) kinderlose Frauen und Männer betrachtet werden, ist in diesem Fall der zusätzliche Kinderwunsch identisch mit dem allgemeinen Kinderwunsch bzw. Gesamtkinderwunsch.

Der Kinderwunsch wurde für diese Analyse als binäre Variable kodiert, das heißt, auf die Information reduziert, ob Kinder gewünscht werden oder nicht (siehe dazu die Argumentation in Abschnitt 5.1). Bei dieser Dummy-Variablen bedeutet der Wert „1“, dass ein Kinderwunsch vorhanden ist, der Wert „0“, dass keine Kinder gewünscht werden. Befragte, die sich in ihrem Kinderwunsch nicht sicher waren, wurden in diesem Untersuchungsteil aus der Analyse ausgeschlossen. Obwohl auch diese Befragtengruppe meines Erachtens interessante Aufschlüsse bieten kann und in weiterführenden Analysen Berücksichtigung finden sollte, wird sie im Rahmen dieser Arbeit nicht dargestellt.

²¹ Die Fallzahlen N, die in den Tabellen für gesamtdeutsche Analysen angegeben werden, beziehen sich jedoch auf den ungewichteten Datensatz.

Tab. 3: Übersicht über die Filtervariablen

Filterkriterien	reduzierte Fallzahl (N)
PPA2 (2003) insgesamt	4.110
in Deutschland (Ost/West) aufgewachsen	3.908
Altersbeschränkung auf 20- bis 39-Jährige	1.674
nur Kinderlose	941

Tab. 4: Zusammensetzung der Stichprobe nach Anwendung der Filterkriterien

Merkmal	Merkmalsverteilung	N
<i>Alter</i>		
20- bis 24-Jährige	38,7 %	364
25- bis 29-Jährige	23,2 %	218
30- bis 34-Jährige	21,4 %	201
35- bis 39-Jährige	16,8 %	158
Mittelwert	27,70	
Standardabweichung	5.859	
<i>Geschlecht</i>		
Frauen	43,0 %	405
Männer	57,0 %	536
<i>Familienstand</i>		
Ledig	91,9 %	863
Verheiratet	5,9 %	55
Sonstiges*	2,2 %	21
<i>Lebenssituation</i>		
Gemeinsamer Haushalt mit dem Ehemann/ Partner	26,2 %	245
Getrennter Haushalt mit dem Ehemann/ Partner	21,0 %	197
Ohne Partner	52,8 %	495
<i>Ausbildungsniveau</i>		
ohne Ausbildungsabschluss	7.9 %	74
beruflicher Ausbildungsabschluss	60.9 %	573
Hochschul-/ Fachhochschulabschluss	14.7 %	138
in Ausbildung	15.1 %	142
<i>Region</i>		
Ostdeutschland	43,3 %	407
Westdeutschland	56,7 %	534

* Zur Kategorie Sonstiges zählen: verheiratet, jedoch getrennt lebend; verwitwet; geschieden

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Tabelle 5 zeigt die Antwortverteilungen der Befragten auf die Kinderwunschfrage. Danach wünscht sich die Mehrheit (64 %) der kinderlosen Frauen und Männer in der hier betrachteten Altersspanne Kinder. Reichlich ein Drittel der Befragten geben andererseits an, sich keine Kinder zu wünschen. Werden zusätzlich die Unentschiedenen in die Betrachtung einbezogen, ergibt sich eine etwas andere Verteilung: Hier geben nur noch 48 % der Frauen und Männer an, sich Kinder zu wünschen. Damit steht denjenigen, die sich Kinder wünschen, anteilmäßig ein etwas größerer Teil an Frauen und Männern gegenüber, die sich keine Kinder wünschen bzw. in dieser Frage unentschieden sind.

Tab. 5: Kinderwunsch der 20- bis 39-Jährigen – nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente)

Möchten Sie Kinder?	Ja	Nein	Weiß nicht / unsicher	N
ohne Unentschiedene	63,5	36,5	-	685
mit Unentschiedenen	47,5	27,3	25,2	914

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Von welchen Faktoren wird der Kinderwunsch in seiner Ausprägung nun beeinflusst? Warum wünschen sich immerhin reichlich ein Drittel der befragten Frauen und Männer keine Kinder? Interessant und wichtig ist diese Frage auch deshalb, weil die Angabe, sich *keine* Kinder zu wünschen, viel stärker als verhaltensrelevant ist, als die Aussage, sich Kinder zu wünschen (siehe Abschnitt 3.4 zur Validität des Kinderwunsches).

Das im Abschnitt 4.1 dargestellte Modell benannte drei wesentliche Faktoren, die den Kinderwunsch beeinflussen. Es handelt sich dabei erstens um soziodemographische Merkmale, zweitens um individuelle Einstellungen und Orientierungen und schließlich um gesellschaftliche Rahmenbedingungen.

Soziodemographische Variablen

Das *Alter* geht als kategoriale Variable in die Analyse ein. Damit kann die Hypothese überprüft werden, nach der das Alter *keinen* monoton negativen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit hat, sich Kinder zu wünschen. Dazu wurden vier Altersgruppen gebildet, die folgende Altersstufen zusammenfassen: 20- bis 24-Jährige, 25- bis 29-Jährige, 30- bis 34-Jährige und 35- bis 39-Jährige. In den nachfolgenden Regressionsanalysen bilden in dieser Dummykodierung die 20- bis 24-Jährigen die Referenzkategorie. Damit werden die altersspezifischen Wahrscheinlichkeiten, sich Kinder zu wünschen, immer im Vergleich zur jüngsten Altersgruppe, den 20- bis 24-Jährigen, geschätzt.

In einer zusätzlichen Analyse wird die Altersvariable als metrische Variable erfasst. Zusätzlich zum Alter wird das *Geschlecht* in der Analyse berücksichtigt, wobei Frauen die Referenz bilden.

Zur Überprüfung des Einflusses der *Beziehungsform* auf den Kinderwunsch wurde aus den Angaben zum Familienstand und zur Lebenssituation eine „Paarbeziehungsvariable“ mit den folgenden Ausprägungen gebildet: Es wird grundsätzlich zwischen Personen ohne Paarbeziehung und Personen, die in einer Paarbeziehung leben, unterschieden. In der zuletzt genannten Gruppe wird weiterhin zwischen Personen, die verheiratet sind, Personen, die in einer Paarbeziehung *mit gemeinsamem* Haushalt und Personen, die in einer Paarbeziehung *ohne gemeinsamen Haushalt* leben, differenziert. Die Personengruppe ohne Paarbeziehung bildet hier die Referenzkategorie.

Schließlich wird in der Analyse auch nach dem *Ausbildungsniveau* des Befragten kontrolliert. Dabei wird zwischen Personen mit Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss (mit und ohne Promo-

tion), mit einem beruflichen Ausbildungsabschluss und Personen ohne beruflichen Ausbildungsabschluss unterschieden, wobei Personen mit Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss die Referenz bilden. Personen, die sich noch in Ausbildung befinden, werden aus der Analyse ausgeschlossen (siehe dazu die Argumentation in Abschnitt 5.1.2).

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Als Indikator zur Messung des Einflusses *kultureller und struktureller Rahmenbedingungen* wurde aus den Angaben zum Wohnort (Ost- bzw. Westdeutschland) und der Frage, in welchem Land die Befragungsperson bis zum 16. Lebensjahr ganz oder überwiegend aufgewachsen ist – wobei hier aufgrund der Filtervariablen ebenfalls nur zwischen Ost- und Westdeutschland unterschieden werden konnte – eine neue Variable gebildet. Diese Variable erhielt den Wert „1“, wenn die Befragungsperson in Ostdeutschland aufgewachsen ist und dort auch immer noch wohnhaft ist. Den Wert „0“ erhielten die Befragungspersonen, die in Westdeutschland aufgewachsen sind und hier auch immer noch leben. Damit bilden Personen aus Westdeutschland die Referenzgruppe. Personen, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind und nun in Westdeutschland leben, werden, wie auch der umgekehrte Fall, aus den Analysen ausgeschlossen. Diese Kodierung hat den Vorteil, sowohl die kulturelle Prägung als auch die strukturellen Einflüsse zu berücksichtigen.

Relevante Einstellungen und Orientierungen

Die Variablen, die über Einstellungen, Orientierungen und Präferenzen Auskunft geben, wurden faktorenanalytisch ermittelt.²² Zur Überprüfung der Hypothese zur Bedeutung von Kindern hinsichtlich ihres Einflusses auf den Kinderwunsch wurde eine Skala verwendet, die nach der Bedeutung von Kindern fragt. Danach sollten die Befragungspersonen angeben, wie stark sie Aussagen zustimmen, die verschiedene Dimensionen der Bedeutung von Kindern thematisieren und zwar unabhängig davon, ob sie selbst Kinder haben. Die Ergebnisse dieser Faktorenanalyse sind in Tabelle 6 dargestellt.

Das KMO-Maß von 0.901 gibt an, dass die Variablenauswahl für die Faktorenanalyse sehr gut geeignet ist. Legt man die Beurteilung von *Kaiser* zugrunde, ist dieser Wert mit *fabelhaft* zu bezeichnen (vgl. *Brosius* 2002: 647). Während das KMO-Maß die Variablenauswahl *insgesamt* beurteilt, ist es möglich anhand der (hier nicht dargestellten) MSA-Werte (Measure of Sampling Adequacy) die Variablen einzeln im Hinblick auf ihre faktorenanalytische Eignung zu beurteilen. Auch diese Werte sprechen für eine sehr gute Eignung – der kleinste Wert liegt bei 0.875 und ist nach der Beurteilung von *Kaiser* immer noch recht gut. Um Verzerrungen zu vermeiden, wurde jedoch in einem späteren Schritt die Variable „Kinder zu haben, ist eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft“ aus der Analyse ausgeschlossen, da die Varianzanteile dieser Variablen durch die extrahierten Faktoren nur zu einem geringen Teil erklärt werden konnten. Insgesamt wurden durch die Faktorenanalyse zwei Faktoren ermittelt.²³

Der erste Faktor ist durch hohe Ladungen der Variablen gekennzeichnet, die Kinder in Zusammenhang mit „*Glück*“ beschreiben. Der zweite Faktor bringt dagegen einen Beziehungsaspekt zum Ausdruck und wird auf die Komponente „*soziale Nähe*“ zusammengefasst. Es laden auf diesen Faktor vor

²² Die Faktorenanalysen wurden ohne Anwendung der Filtervariablen, das heißt am gesamten Datensatz, jedoch mit der entsprechenden Ost-West-Gewichtung berechnet.

²³ Nach dem *Kaiser*-Kriterium (Eigenwert der Faktoren ≥ 1) hätte sich lediglich ein Faktor ergeben. Da die Items, die in die Faktorenanalyse eingingen, jedoch unterschiedliche Dimensionen der Bedeutung von Kindern widerspiegeln, wurde letztlich die vom Scree-Test vorgeschlagene Lösung, nach der zwei Faktoren zu extrahieren sind, präferiert. Dadurch konnten die neu konstruierten Skalen eindimensionaler gemacht werden.

allem die Variablen, die die Beziehung zu Kindern mit Nähe und Sinngebung beschreiben. Während der erste Faktor „*Glück*“ stärker eine affektive, diffuse Beurteilung des „Kinderhabens“ zum Ausdruck bringt, spricht der zweite Faktor „*soziale Nähe*“ konkretere Erwartungen an, mit denen Kinder in Verbindung gebracht werden. Gemeinsam ist diesen beiden Faktoren, dass sie insgesamt stark auf emotionale Aspekte des Kinderhabens abzielen und Kinder in irgendeiner Form als Bereicherung des Lebens darstellen. Insgesamt können die beiden Faktoren auch, wie in der Untersuchung von *Schneewind* (1995), trotz unterschiedlicher Aspekte, die sie beinhalten, als „positiv kindbezogene Erwartungen“ beschrieben werden.

Tab. 6: Ergebnisse der Faktorenanalyse „Bedeutung von Kindern“

Extrahierte Faktoren	Kinder bedeuten	
	Glück	soziale Nähe
Anteil erklärter Gesamtvarianz	30,6 %	35,3 %
Cronbachs Alpha	.759	.795
Faktorladungen		
<i>Wie stark stimmen Sie den folgenden Aussagen zu bzw. nicht zu?</i>		
Ich glaube, dass man auch ohne Kinder glücklich sein kann. ⁽¹⁾	-.869	
Ohne Kinder kann man nicht glücklich sein.	.741	
Glücklich und zufrieden kann man sich in unserer heutigen modernen Welt nur in der Familie, zu Hause bei seinen Kindern fühlen.	.642	
Die engste Beziehung, die man überhaupt zu jemandem haben kann, ist die Beziehung zum eigenen Kind.		.788
Ich habe Kinder gern, weil sie einem das Gefühl geben, wirklich gebraucht zu werden.		.764
Ich genieße es immer, wenn ich Kinder um mich habe.		.715
Wenn man sich als Vater oder Mutter bewährt hat, kann man mit seinem Leben rundum zufrieden sein.		.632

KMO (Stichprobeneignung nach *Kaiser-Meyer-Olkin*): .901; Hauptkomponentenanalyse; erklärte Gesamtvarianz: 65,9 %; Varimax-Rotation

⁽¹⁾ Zur Berechnung von Cronbachs Alpha sowie zur Indexbildung wurde diese Variable umgepolt.
Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Die Variablen, die laut Faktorenanalyse zu einem Faktor gehören, wurden nun im zweiten Schritt über Indexbildung zu einer einheitlichen Skala zusammengefasst. Der Index wurde als Durchschnitt der Antwortausprägungen für jede Person gebildet. Dabei wurden nur Personen einbezogen, die auf alle Items der Skala geantwortet haben. Der Mittelwert (gerundet auf eine Nachkommastelle) wurde gegenüber einem additiven Index aufgrund der leichteren Interpretation der Skalenwerte mit einem unveränderten Wertebereich bevorzugt. Die Skalen der beiden extrahierten Faktoren umfassten nun Werte von 1.0 (stimme voll zu) bis 5.0 (stimme überhaupt nicht zu).

Die im Anschluss durchgeführten Reliabilitätsanalysen sichern die Skalenkonstruktionen auf Grundlage der Ergebnisse der Faktorenanalyse ab. Zentrales Ergebnis der Reliabilitätsanalyse ist Cronbachs Alpha als Maß für die Reliabilität (Zuverlässigkeit) der gebildeten Skala. Cronbachs Alpha

zeigt für die gefundenen Faktoren „Glück“ und „soziale Nähe“ hohe Werte an (siehe Tab. 6 und deutet damit auf eine hohe Reliabilität der beiden Skalen.²⁴

In die Analyse gehen die Faktoren als metrische Variablen ein. Für die deskriptive Darstellung (nachfolgender Abschnitt 6.2.3) wurden die Skalen nach inhaltlichen Kriterien in folgenden drei Kategorien zusammengefasst: 1.0 bis 2.5 (stimme zu), 2.6 bis 3.4 (weder noch) und 3.5 bis 5.0 (stimme nicht zu).²⁵

Tabelle 7 fasst die Ergebnisse der zweiten Faktorenanalyse zusammen. Grundlage dieser Faktorenanalyse waren Aussagen über Werte, die im Leben eines Menschen wichtig oder unwichtig sein können. Den Vorgaben entsprechend sollten die Befragungspersonen angeben, wie wichtig diese Werte für sie persönlich sind. Durch die Faktorenanalyse wurden vier Faktoren extrahiert. Die Variable „mit seiner Arbeit zufrieden sein“ wurde aus der Analyse ausgeschlossen, da auch hier die gefundenen Faktoren nur einen geringen Teil der Streuung dieser Variablen erklären konnten.

Der erste Faktor beschreibt dabei die Wichtigkeit von *Familie und Partnerschaft*. Dieser Faktor bleibt in den weiteren Analysen jedoch unberücksichtigt. Stattdessen werden die beiden zuvor ermittelten Faktoren, die die individuelle Bedeutung von Kindern beschreiben, verwendet. Zum einen, weil die Faktoren „Glück“ und „soziale Nähe“ eindimensionaler sind als der hier mit „Familie und Partnerschaft“ beschriebene Faktor.²⁶ Zum anderen sollten bei Verhaltensintentionen, die mit dem Kinderwunsch erfragt werden, Einstellungsvariablen, wie sie die Variablen über die Bedeutung von Kindern widerspiegeln, gegenüber den hier abgefragten Präferenzen bevorzugt werden.

Der zweite Faktor beschreibt die Wichtigkeit von *materiellem Wohlstand* und wird ebenfalls wie der erste Faktor in dieser Analyse unberücksichtigt bleiben, da hierzu im theoretischen Teil keine Vorannahmen gemacht wurden.

Die beiden letzten Faktoren sind wieder für die Hypothesenprüfung relevant. So beschreibt der dritte extrahierte Faktor das Streben nach *Selbstverwirklichung* und die Wichtigkeit des *Lebens außerhalb der Familie bzw. außerhalb der Elternrolle*. Dieser Faktor wird stark vom Vorhandensein freier Zeit geprägt. Damit kann die Hypothese zum Einfluss von Selbstverwirklichung und Freizeitorientierung im weitesten Sinn überprüft werden.

Schließlich thematisiert der vierte Faktor das Konzept des *Egalitarismus*. Angesprochen wird hier der Wunsch nach einer gleichberechtigten Partnerschaft. Darin werden Werte wie Unabhängigkeit und Selbständigkeit betont. Hingewiesen wird auf ein modernes Geschlechtsrollenleitbild, entgegen traditionellen Vorstellungen. Dieses egalitäre Geschlechtsrollenleitbild hängt wiederum eng mit dem Konzept der „*Work-Life- bzw. Work-Family-Balance*“ zusammen, welches vor allem durch die Variable „genug Zeit für den Haushalt zu haben und gleichzeitig voll berufstätig zu sein“ angesprochen wird. In Anlehnung an *Hagemann-White* (1995) kann hier auch vom *Leitbild der doppelten Lebensführung* gesprochen werden, das gekennzeichnet ist durch die Aufrechterhaltung des beruflichen Interesses der Frau auch in der Lebensphase mit Kindern.

²⁴ Eine hohe Reliabilität ist zwar eine notwendige Voraussetzung für die Validität der Skala, jedoch ist eine hohe Reliabilität nicht hinreichend für die Validität.

²⁵ Eine an inhaltlichen Kriterien orientierte Zusammenfassung wurde gegenüber dem Mediansplit oder an Quartilen orientierte Einteilung bevorzugt, da sie sich als sinnvoller für die Hypothesenprüfung und Interpretation der Ergebnisse herausgestellt hat.

²⁶ Während die Faktoren zur Bedeutung von Kindern ausschließlich persönliche Einstellungen zu Kindern ermitteln, fließt in den hier ermittelten Faktor auch die Wichtigkeit des Partners ein und spricht gleichfalls materielle Aspekte des Kinderhabens durch die Aussage „seinen Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen“ ein. Die Werte von Cronbachs Alpha sprechen zugleich für höhere Reliabilitäten der beiden Skalen zur Bedeutung von Kindern.

Tab. 7: Ergebnisse der Faktorenanalyse „persönliche Werte“

Extrahierte Faktoren	Partnerschaft/ Familie	Materieller Wohlstand	Selbstver- wirklichung	Egalität
Anteil erklärter Gesamtvarianz	15,2 %	13,0 %	12,5 %	12,5 %
Cronbachs Alpha	.723	.600	.636	.607
Faktorladungen				
<i>Wie wichtig ist Folgendes für Sie persönlich?</i>				
In der Lage sein, seinen Kindern genug Liebe und Aufmerksamkeit zu widmen	.795			
Seinen Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen	.756			
Mit seinem Partner in Harmonie zusammenleben	.687			
Nahestehenden Menschen Sicherheit bieten	.658			
In einem schönen und geräumigen Haus leben		.754		
Mindestens einmal im Jahr Urlaub haben		.674		
Genügend Geld/Einkommen haben		.604		
Im Beruf Karriere machen		.497		
Genug Zeit für seine Freunde haben			.793	
Genug Zeit für sich selbst und die eigenen Interessen haben			.720	
Außerhalb der eigenen Familie anerkannt und respektiert werden			.598	
Nach Selbstverwirklichung streben			.416	
Genug Zeit für den Haushalt zu haben und gleichzeitig voll berufstätig zu sein				.744
Eine gleichmäßigere Aufteilung der Hausarbeit von Mann und Frau				.711
Mann und Frau verdienen jeweils ihr eigenes Geld				.678

KMO (Stichprobeneignung nach *Kaiser-Meyer-Olkin*): .797; Hauptkomponentenanalyse; erklärte Gesamtvarianz: 53,2 %; Varimax-Rotation

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Mit diesem Faktor kann die Hypothese zum Einfluss der Wichtigkeit eines egalitären Partnerschaftsmodells auf den Kinderwunsch überprüft werden. Die Indexbildung aus den Variablen, die hoch auf einen Faktor laden, erfolgte nach denselben Regeln, nach der bereits die in der ersten Faktorenanalyse zusammengehörenden Variablen zusammengefasst wurden und soll deshalb an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Der Wert 1.0 steht dabei diesmal für die Auskunft, dass dieser Faktor persönlich sehr wichtig ist, der Wert 5.0 entsprechend, dass dieser Faktor persönlich völlig unwichtig ist. Hinzuweisen

bleibt noch auf die nur mittelmäßig ausfallenden Reliabilitätskoeffizienten. Eine Interpretation dieser Faktoren (Selbstverwirklichung und Egalität) muss diesen Umstand berücksichtigen.

In die Regressionsanalyse werden die beiden Faktoren „Selbstverwirklichung“ und „Egalität“ als metrische Variablen eingehen. Für die deskriptive Darstellung mussten diese Variablen ebenfalls zusammengefasst werden.

6.2.3 Deskriptive Ergebnisse

Für die deskriptive Darstellung wurden die im vorherigen Abschnitt vorgestellten unabhängigen Variablen mit dem Kinderwunsch kreuztabelliert. Da eine Kreuztabellierung dazu dient, Zusammenhänge zwischen kategorialen Variablen zu untersuchen, wurden die metrisch skalierten Variablen zu Einstellungen und Wertorientierungen für diesen Teil der Analyse zusammengefasst (vgl. vorheriger Abschnitt; zum Verfahren siehe Benninghaus 2005: 228f). Für eine erste Übersicht wird auf die *grafischen Darstellungen im Anhang A* verwiesen.

In Tabelle 8 ist der Kinderwunsch in Abhängigkeit von den soziodemographischen Merkmalen dargestellt. Es zeigt sich, dass mit zunehmendem Alter der Anteil von Personen steigt, die sich keine Kinder wünschen. Während in den jüngeren Altersgruppen der 20- bis 29-Jährigen der Anteil von Personen, die sich Kinder wünschen, mit 80 % bzw. 70 % überwiegt, ist das Verhältnis von Personen mit Kinderwunsch zu Personen ohne Kinderwunsch in der Altersgruppe der 30- bis 34-Jährigen relativ ausgeglichen. In der hier betrachteten ältesten Gruppe der 35- bis 39-Jährigen kehrt sich das Verhältnis sogar um. Hier wünscht sich eine Mehrheit von 70 % der Frauen und Männer keine Kinder. Damit deutet sich entgegen der anfangs formulierten Hypothese ein monoton negativer Einfluss des Alters auf den Kinderwunsch an.²⁷ Der χ^2 -Test zeigt, dass die in der Stichprobe gefundenen Zusammenhänge höchstsignifikant sind, das heißt nicht zufällig auftreten und daher auch auf die Grundgesamtheit übertragen werden können.²⁸

Werden die Angaben zum Kinderwunsch mit dem Geschlecht kreuztabelliert, zeigt sich, dass sich sowohl Frauen als auch Männer mehrheitlich Kinder wünschen. Allerdings geben Frauen mit 69 % häufiger an, sich Kinder zu wünschen als Männer (59 %). Mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit kleiner als 1 % sind die Angaben zum Kinderwunsch in der Grundgesamtheit *nicht* unabhängig vom Geschlecht verteilt.

Unterschiede im Kinderwunsch zeigen sich ebenfalls nach der gelebten Beziehungsform. Wie vermutet, äußern Personen ohne Partnerschaft im Vergleich zu Personen mit Partnerschaft insgesamt weniger oft einen positiven Kinderwunsch, wenngleich sich auch Personen ohne Partnerschaft mit 56 % mehrheitlich Kinder wünschen. Überraschend ist dagegen die Verteilung der Angaben zum Kinderwunsch innerhalb der Gruppe von Personen, die in Partnerschaften leben. Entgegen der Vermutung zeigt sich, dass in Partnerschaften mit gemeinsamen (75 %) und ohne gemeinsamen Haushalt (73 %) ein höherer Anteil von Personen angibt, sich Kinder zu wünschen gegenüber nur 60 % der verheirateten Personen. Vergleicht man Partnerschaften mit und ohne gemeinsamen Haushalt ergibt sich, wie erwartet, ein höherer Anteil von Personen in Partnerschaften mit gemeinsamen Haushalt, die einen positiven Kinderwunsch äußern.

²⁷ Auch bei Verwendung des Alters als metrischer Variable deutet sich ein monoton negativer Einfluss an. Eine Überdeckung möglicher andersartiger Zusammenhänge bzw. Effekte ist durch die Zusammenfassung der Altersvariablen daher nicht zu vermuten.

²⁸ Konkret bedeutet die Ablehnung der Nullhypothese in diesem Fall, dass die Angaben zum Kinderwunsch mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit kleiner als 0,1 % in der Grundgesamtheit *nicht* unabhängig vom Alter verteilt sind.

**Tab. 8: Kinderwunsch in Abhängigkeit von soziodemographischen Merkmalen
– 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente)**

Möchten Sie Kinder?	Ja	Nein	N
<i>Alter (kategorisiert)***</i>			685
20- bis 24-Jährige	79,8	20,2	273
25- bis 29-Jährige	70,2	29,8	176
30- bis 34-Jährige	50,7	49,3	130
35- bis 39-Jährige	30,4	69,6	106
<i>Geschlecht**</i>			685
Frauen	68,6	31,4	304
Männer	59,4	40,6	381
<i>Paarbeziehung***</i>			678
ohne Paarbeziehung	55,9	44,1	349
verheiratet	59,6	40,4	41
Paarbeziehung mit gemeinsamem Haushalt	74,7	25,3	148
Paarbeziehung ohne gemeinsamen Haushalt	73,1	26,9	140
<i>Ausbildungsniveau*</i>			564
ohne Ausbildungsabschluss	72,0	28,0	61
beruflicher Ausbildungsabschluss	56,9	43,1	406
Hochschul-/Fachhochschulabschluss	57,5	42,5	97

Signifikanz: * $p \leq 0.05$; ** $p \leq 0.01$; *** $p \leq 0.001$

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Wie ist jedoch die unerwartete Differenz zwischen Ehe und Paarbeziehungen mit gemeinsamem bzw. ohne gemeinsamen Haushalt zu erklären?

Festzuhalten ist, dass ungeachtet des Wandels in den Lebensformen die auf Ehe gegründete Familie die am häufigsten gewählte Lebensform in Deutschland geblieben ist (Dorbritz *et al.* 2005: 31). Sowohl für West- als auch für Ostdeutschland gilt die Maxime „wenn Kinder, dann Ehe“, obgleich die Meinung, man solle heiraten, wenn Kinder geplant sind, in Ostdeutschland weniger Zustimmung findet als in Westdeutschland (ebd.: 32f, 34). Die Lebensform der Ehe ist damit stark auf ein Leben mit Kind/ern fokussiert. Die Mehrheit der jungen Paare, so Rost und Schneider (1996: 257), heiratet dementsprechend auch kindorientiert.

Vor diesem Hintergrund sprechen die Ergebnisse daher für einen *Selektionseffekt* in dem Sinn, dass in der hier betrachteten speziellen Gruppe *kinderloser* Frauen und Männer verheiratete Personen unterdurchschnittlich vertreten sind. Dies ist auch an der sehr kleinen Fallzahl im Vergleich zu den Lebensformen, die auf einer Paarbeziehung basieren, abzulesen. Es ist davon auszugehen, dass sich Personen, die ihren Kinderwunsch bereits erfüllt haben, mehrheitlich für die Lebensform der Ehe entschieden hatten und aufgrund der Beschränkung der Untersuchung auf Kinderlose hier nicht vertreten sind. Tatsächlich zeigt sich, dass die verheirateten Personen in der betrachteten Subpopulation in der Mehrzahl (60 %) länger als zwei Jahre verheiratet sind. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine spezielle Gruppe, die sich zwar für eine Ehe entschieden hat, ohne sich aber zugleich für Kinder entschieden zu haben.

Schließlich wurden die Angaben zum Kinderwunsch mit dem Ausbildungsniveau kreuztabelliert. In allen drei Ausbildungsstufen werden mehrheitlich Kinder gewünscht, allerdings auf unterschiedlich hohem Niveau. Es zeigt sich, dass Personen ohne beruflichen Ausbildungsabschluss mit 72 % im Vergleich zu Personen mit beruflichem Abschluss (57 %) und Personen mit Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss (58 %) den höchsten Anteil von Personen aufweisen, die angeben, sich Kinder zu wünschen. Die Anteile von Personen mit negativem Kinderwunsch sind in der Gruppe der Hochschul- bzw. Fachhochschulabsolventen und bei Personen mit beruflichem Ausbildungsabschluss relativ gleich verteilt. Eine geringere Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, deutet sich damit in der Gruppe mit dem höchsten Ausbildungsabschluss (Hoch- bzw. Fachhochschule) nicht an.

In Tabelle 9 ist der Zusammenhang von Kinderwunsch und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dargestellt. Festzustellen ist, dass sich Personen, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind und dort auch immer noch leben, mit 74 % im Vergleich zu 60 % der Personen aus Westdeutschland häufiger Kinder wünschen. Umgekehrt geben Personen aus Westdeutschland mit 40 % häufiger an, sich keine Kinder zu wünschen im Vergleich zu Personen aus Ostdeutschland, von denen sich nur 26 % keine Kinder wünschen. Dieser Zusammenhang ist auf Basis des χ^2 -Tests hochsignifikant.

Schließlich sind in Tabelle 10 die Antwortverteilungen des Kinderwunsches in Abhängigkeit von spezifischen Einstellungen und Wertorientierungen dargestellt. Erwartungsgemäß nimmt mit steigendem Zustimmungsgrad zu Aussagen, die Kinder in Zusammenhang mit Glück thematisieren, der Anteil von Personen, die sich Kinder wünschen, zu. Während in den Gruppen, die diesen Aussagen zustimmen bzw. weder zustimmen noch ablehnen, die sich Mehrheit mit 93 % bzw. 71 % Kinder wünscht, kehrt sich das Verhältnis in der Gruppe, die diesen Aussagen insgesamt nicht zustimmt, um. Hier sagt die (knappe) Mehrheit mit 53 %, sie wünsche sich keine Kinder. Dieser Zusammenhang ist mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit kleiner als 0,1 % höchstsignifikant.

Auch die Antwortverteilungen in Abhängigkeit von der Zustimmung zu Aussagen, Kinder geben Nähe, fallen in die erwartete Richtung aus. Sie scheinen aber noch deutlicher als die Zustimmung zu Aussagen, die Kinder in Zusammenhang mit Glück thematisieren, Personen mit Kinderwunsch von Personen ohne Kinderwunsch zu trennen. Mit 85 % wünscht sich hier die Mehrheit der Personen Kinder, die den Aussagen insgesamt zustimmen, dass Kinder Nähe und Sinn im Leben geben. In der Personengruppe, die diesen Aussagen weder zustimmen noch ablehnen, ist das Verhältnis der Personen mit und ohne Kinderwunsch ausgeglichen. Personen, die diesen Aussagen nicht zustimmen, das heißt Kinder nicht mit Nähe und Sinnggebung verbinden und für die Kinder damit auch keine Bereicherung des Lebens darstellen, wünschen sich mit 75 % mehrheitlich auch keine Kinder. Auch dieser Zusammenhang ist höchstsignifikant. Es ist daher wenig überraschend davon auszugehen, dass der Kinderwunsch nicht unabhängig von der Bedeutung ist, die Kinder im Leben potentieller Eltern einnehmen können.

Weiterhin wurden die Antwortverteilungen des Kinderwunsches in Abhängigkeit der Werte *Selbstverwirklichung* und *Egalität* dargestellt. Aufgrund der stark linkssteilen Verteilung mussten die Antwortmöglichkeiten des Faktors Selbstverwirklichung gröber zusammengefasst werden, um den χ^2 -Test noch zuverlässig durchführen zu können. Es zeigt sich, dass entgegen der Vermutung weder der Faktor Selbstverwirklichung noch der Faktor Egalität einen signifikanten Einfluss auf den Kinderwunsch hat. Diese beiden Faktoren bilden nahezu exakt die Antwortverteilung auf die Kinderwunschfrage ab, wie sie in Tabelle 5 dargestellt ist. Bei dem Faktor Egalität ist jedoch festzuhalten, dass die Antwortverteilungen die vermutete Tendenz widerspiegeln, wenngleich zwischen den einzelnen Personengruppen nur marginale Unterschiede bestehen.

Tab. 9: Kinderwunsch in Abhängigkeit von gesellschaftlicher Rahmenbedingungen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente)

Möchten Sie Kinder?	Ja	Nein	N
<i>gesellschaftliche Rahmenbedingungen**</i>			642
Ostdeutschland	74,1	25,9	276
Westdeutschland	60,4	39,6	366

Signifikanz: * $p \leq 0.05$; ** $p \leq 0.01$; *** $p \leq 0.001$

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Tab. 10: Kinderwunsch in Abhängigkeit von ausgewählten Einstellungen und Orientierungen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland (Zeilenprozente)

Möchten Sie Kinder?	Ja	Nein	N
<i>Bedeutung von Kindern: Glück***</i>			682
stimme zu	92,9	7,1	133
weder noch	71,3	28,7	223
stimme nicht zu	47,1	52,9	326
<i>Bedeutung von Kindern: soziale Nähe***</i>			678
stimme zu	85,3	14,7	366
weder noch	49,1	50,9	194
stimme nicht zu	25,4	74,6	118
<i>Wichtigkeit: Selbstverwirklichung⁽¹⁾</i>			680
wichtig	63,3	36,7	592
unwichtig	62,6	37,4	88
<i>Wichtigkeit: Egalität</i>			681
wichtig	62,7	37,3	427
weder noch	64,1	35,9	217
unwichtig	66,7	33,3	37

Signifikanz: * $p \leq 0.05$; ** $p \leq 0.01$; *** $p \leq 0.001$

⁽¹⁾ Aufgrund der stark linkssteilen Verteilung musste diese Variable größer zusammengefasst werden (wichtig: 1.0 bis 2.4; unwichtig: 2.5 bis 5.0).

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

6.2.4 Regressionsmodelle

Zur Prüfung der Einflüsse soziodemographischer Merkmale, gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und ausgewählter Einstellungen und Orientierungen auf den Kinderwunsch wird das statistische Verfahren der *binären logistischen Regression* (Logit-Regression) verwendet. Im Gegensatz zum bivariaten Fall (vorheriger Abschnitt), in dem nur eine unabhängige Variable berücksichtigt wurde, sollen nun die Einflüsse mehrerer unabhängiger Variablen gleichzeitig berücksichtigt werden. Das hat den Vorteil, dass die Einflüsse aller im Modell enthaltenen Variablen kontrolliert werden können.

Die Logit-Regression modelliert dabei *Wahrscheinlichkeiten*. Im hier betrachteten Fall heißt das, dass die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, in Abhängigkeit von den Ausprägungen der zuvor benannten unabhängigen Variablen geschätzt wird. Diese bedingte Wahrscheinlichkeit wird durch das Modell folgendermaßen berechnet:

$$P(Y = 1) = \frac{e^z}{1 + e^z}, \quad (6.1)$$

wobei für $Y=1$ gilt, dass Kinder gewünscht werden. Das Gegenereignis (es werden keine Kinder gewünscht) kann durch $Y=0$ beschrieben werden.

Für z gilt:

$$z = \beta_0 + \beta_1 x_1 + \beta_2 x_2 + \dots + \beta_k x_k. \quad (6.2)$$

An dieser Stelle wird auch klar, warum die im Kapitel 5 formulierten Hypothesen keine Aussagen zur unmittelbaren Beziehung zwischen den unabhängigen Variablen und der abhängigen Variable beinhalten, sondern zwischen den unabhängigen Variablen und der *Eintrittswahrscheinlichkeit* des Ereignisses ($Y=1$), das heißt, Kinder werden gewünscht. Die in den Hypothesen formulierten Wirkungsbeziehungen besitzen außerdem keinen linearen Charakter, sondern sind von nichtlinearer Form (vgl. z.B. *Backhaus et al.* 2006: 434).

Die in den Tabellen ausgegebenen Regressionskoeffizienten geben nun in unstandardisierter Logit-Form die Einflussrichtung der unabhängigen Variablen auf die abhängige Variable an. Durch den Antilogarithmus der Regressionskoeffizienten erhält man die (unstandardisierten) Effektkoeffizienten. Diese geben den Faktor an, um den sich das *Wahrscheinlichkeitsverhältnis* $P(Y=1)/P(Y=0)$, die so genannten Odds Ratios, verändert, wenn die unabhängige Variable um eine Einheit steigt bzw. im Vergleich zur Referenzkategorie.²⁹ Mit den ebenfalls ausgewiesenen *standardisierten* Effektkoeffizienten werden die unterschiedlichen Skalierungen der unabhängigen Variablen berücksichtigt, so dass die Einflussstärken verschiedener Variablen untereinander verglichen werden können.³⁰ Um die Einflussstärken der im Modell enthaltenen unabhängigen Variablen trotz der Asymmetrie im Wertebereich der Effektkoeffizienten vergleichen zu können, wurde bei Effektkoeffizienten kleiner 1 der Kehrwert gebildet (dargestellt als $1/e^\beta$). Dadurch wird sichtbar, dass ein negativer Effekt von 0.5 dem Betrag nach genauso hoch ist wie der positive Effekt von 2 (vgl. *Andreß et al.* 1997: 271).

Zur Beurteilung der Erklärungskraft des Modells wird das Pseudo- R^2 ausgewiesen. Weiterhin sind die Chi-Quadrat-Werte angegeben, anhand derer die Güte der Modellanpassung beurteilt werden kann.

Zur Untersuchung der Einflüsse soziodemographischer Merkmale, gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und relevanter Einstellungen und Orientierungen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, wurden Logitmodelle berechnet, die sich durch die jeweils einbezogenen unabhängigen Variablen unterscheiden.

In Tabelle 11 sind die Ergebnisse von drei Modellen für *Gesamtdeutschland* dargestellt.

²⁹ Als unabhängige Variablen können sowohl kategoriale als auch metrisch skalierte Variablen in die Analyse einbezogen werden. Kategoriale Variablen werden dabei als Dummyvariablen kodiert. Die Kategorie, bei der alle Designvariablen den Wert Null aufweisen, wird als Referenzkategorie bezeichnet. Die Odds in den verschiedenen Ausprägungen der als Dummy kodierten Variable werden dann im Vergleich zur Referenzkategorie geschätzt.

³⁰ Bei der Interpretation ist jedoch zu beachten, dass die Effektstärke dann in Standardabweichungen der unabhängigen Variablen gemessen wird. Zur Berechnung der standardisierten Effektkoeffizienten siehe *Andreß et al.* (1997: 271) bzw. *Pampel* (2000: 32f).

Es zeigt sich, dass entgegen der eingangs formulierten Hypothese das *Alter* einen monoton negativen Einfluss auf den Kinderwunsch hat. Alle drei Altersgruppen sind mit einem negativen Vorzeichen versehen, so dass sie im Vergleich zur Gruppe der 20- bis 24-Jährigen eine geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, sich Kinder zu wünschen. Allerdings ist der Effekt der Altersgruppe der 25- bis 29-Jährigen nicht signifikant, so dass angenommen werden muss, dass die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, im Vergleich zur jüngsten Altersgruppe in der Grundgesamtheit gleich ist (Modell 1). Erst ab der Altersgruppe der 30- bis 34-Jährigen zeigen sich signifikante Unterschiede im Vergleich zur jüngsten Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen.

Wird das Alter als metrische Variable in das Modell aufgenommen (Modell 2), bestätigt sich prinzipiell der negative Effekt des Alters: Mit steigendem Alter nimmt die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, ab.

Eine Interpretation dieses negativen Alterseffekts könnte den Umstand berücksichtigen, dass sich bei Kinderlosen durch eine zumeist immer weiter aufgeschobene Familiengründung mit der Zeit ein Lebensstil entwickelt, zu dem Kinder nicht mehr passen. Ein Zustand der Gewöhnung an die Kinderlosigkeit tritt ein, so dass sogar einmal vorhandene Kinderwünsche in den Hintergrund verschoben werden oder gar verschwinden. Darüber hinaus kommt dem Lebensalter auch ein eigenständiger Effekt zu, der bereits in anderen Studien nachgewiesen werden konnte: Auch wenn alle Voraussetzungen zur Erfüllung des Kinderwunsches gegeben sind, sich eine Person jedoch zu alt für Kinder fühlt, wird der Kinderwunsch dennoch nicht realisiert, sondern mehr und mehr zurückgenommen (Helfferich et al. 2004: 28).

Damit deutet sich ein bereits vielfach beschriebenes Muster an: Oft ist der Weg in die Kinderlosigkeit nicht als einmalige Entscheidung gegen Kinder zu interpretieren, sondern führt über ein wiederholtes Aufschieben der Geburt des ersten Kindes zu diesem Zustand. Helfferich et al. (ebd.) stellen deshalb zurecht die Frage, inwieweit bei Kinderlosen im fortgeschrittenem Alter, auch wenn sie angeben, sich keine Kinder (mehr) zu wünschen, von einer freiwilligen Kinderlosigkeit gesprochen werden kann oder ob es sich vielmehr um eine eher unfreiwillige Anpassung des Kinderwunsches an das Lebensalter handelt.

Das *Geschlecht* hat bei Kontrolle aller anderen im Modell enthaltenen Variablen keinen Einfluss auf den Kinderwunsch. Dieses Ergebnis überrascht, war doch das Geschlecht in der bivariaten Analyse hochsignifikant mit der Tendenz, dass Frauen im Vergleich zu Männern zu einem größeren Anteil angaben, sich Kinder zu wünschen.

Bezieht man die Variablen schrittweise in das Modell ein, zeigt sich eine *Konfundierung des Geschlechts mit dem Alter*, die für den nicht signifikanten Geschlechtseffekt verantwortlich ist. Geschlecht und Alter sind im Zusammenhang mit der Geburt des ersten Kindes, welches als Selektionsmerkmal für die Auswahl der Gruppe der Kinderlosen herangezogen wurde, nicht unabhängig voneinander verteilt. Es ist davon auszugehen, dass Frauen in einem früheren Alter Mütter werden als Männer zu Vätern. So zeigt die Studie von Helfferich et al. (2004: 23), dass in allen Altersgruppen Männer zu einem höheren Anteil kinderlos sind als Frauen in der entsprechenden Altersgruppe, Männer eine Elternschaft also länger aufschieben als Frauen (vgl. auch Schmitt und Winkelmann 2005). Der insgesamt geringere Frauen-Anteil im Vergleich zu Männern in der hier betrachteten Gruppe Kinderloser bestätigt dies (siehe Tab. 4). Der signifikante Geschlechtseffekt im bivariaten Fall wird in der multivariaten Analyse vor allem durch die Altersvariable erklärt.

Tab. 11: Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland

Unabhängige Variablen	Modell 1	Modell 2	Reduziertes Modell
Konstante	4.753*** (0.793)	7.523*** (0.972)	7.353*** (0.850)
<i>Alter</i> (metrisch)		-0.117*** (0.021) [1/1.969]	-0.120*** (0.021) [1/2.008]
<i>Alter</i> (Referenz: 20- bis 24-Jährige)			
25- bis 29-Jährige	-0.153 (0.305) [1/1.068]		
30- bis 34-Jährige	-0.821** (0.320) [1/1.414]		
35- bis 39-Jährige	-1.569*** (0.350) [1/1.792]		
<i>Geschlecht</i> (Ref.: Frauen)			
Männer	-0.189 (0.235) [1/1.098]	-0.148 (0.235) [1/1.076]	
<i>Paarbeziehung</i> (Ref.: ohne Paarbeziehung)			
Verheiratet	0.627 (0.439) [1.168]	0.721 (0.440) [1.196]	0.722 (0.436) [1.196]
Paarbeziehung mit gemeinsamen Haushalt	1.336*** (0.310) [1.685]	1.389*** (0.310) [1.720]	1.404*** (0.301) [1.730]
Paarbeziehung ohne gemeinsamen Haushalt	0.580* (0.297) [1.275]	0.606* (0.296) [1.289]	0.638* (0.292) [1.307]
<i>Ausbildungsniveau</i> (Ref.: Uni/FH) beruflicher Ausbildungsabschluss	-0.307 (0.281) [1/1.151]	-0.392 (0.280) [1/1.196]	-0.441 (0.241) [1/1.222]
ohne Ausbildungsabschluss	0.403 (0.460) [1.130]	0.075 (0.462) [1.023]	
<i>Rahmenbedingungen</i> (Ref.: West)			
Ostdeutschland	0.792* (0.323) [1.335]	0.746* (0.324) [1.313]	0.721* (0.322) [1.301]
<i>Einstellungen und Wertorientierungen</i>			
Bedeutung von Kindern: Glück	-0.419** (0.161) [1/1.464]	-0.421** (0.160) [1/1.466]	-0.423** (0.159) [1/1.468]
Bedeutung von Kindern: soziale Nähe	-1.313*** (0.183) [1/2.985]	-1.315*** (0.184) [1/2.985]	-1.296*** (0.182) [1/2.941]
Wichtigkeit: Selbstverwirklichung	-0.195 (0.232) [1/1.105]	-0.152 (0.231) [1/1.081]	
Wichtigkeit: Egalität	0.488** (0.177) [1.402]	0.495** (0.178) [1.410]	0.447** (0.168) [1.364]
Chi ² -Wert	243.903***	249.189***	248.381***
Freiheitsgrade	14	12	9
Pseudo-R ² (Nagelkerke)	47.7%	48.6%	48.4%
(McFadden)	32.2%	32.9%	32.8%
N	509	509	509

Logit-Regression: unstandardisierte Regressionskoeffizienten, Standardfehler der unstandardisierten Koeffizienten (runde Klammern), standardisierte Effektkoeffizienten (eckige Klammern); Signifikanz: * p ≤ 0.05; ** p ≤ 0.01; *** p ≤ 0.001

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Aber nicht nur das Alter, sondern auch der *Beziehungsstatus* spielt in diesem Zusammenhang eine Rolle, wenngleich in geringerem Ausmaß. Geschlecht und Beziehungsstatus sind ebenfalls nicht unabhängig voneinander verteilt. Die Untersuchung von *Schmitt* und *Winkelmann* (2005: 13) zeigt, dass weitaus mehr Männer als Frauen langfristig allein leben. Die geringere Neigung der Männer, sich Kinder zu wünschen, ist also zum Teil auch durch den Effekt der Paarbeziehung zu erklären. Der in der bivariaten Analyse beobachtete Geschlechtseffekt ist neben dem bereits beschriebenen Alterseffekt daher auch ein Effekt der Paarbeziehung.

Die multivariate Analyse bestätigt insgesamt die bivariate Analyse hinsichtlich des Einflusses der *Paarbeziehung*. Allgemein ist festzuhalten, dass Personen, die in Paarbeziehungen leben – darunter sind Verheiratete und Paarbeziehungen mit und ohne gemeinsamen Haushalt zusammengefasst – eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, sich Kinder zu wünschen, als Personen ohne Paarbeziehung. Allerdings ist der Effekt des Verheiratetseins nicht signifikant. Dieser eher überraschende Effekt wurde bereits im vorhergehenden Abschnitt 6.2.3 diskutiert und als *Selektionseffekt* beschrieben.

Bei Personen, die in Paarbeziehungen leben, fällt der Effekt erwartungsgemäß stärker aus für Personen in Paarbeziehungen mit gemeinsamer gegenüber getrennter Haushaltsführung. Zum geringeren Einfluss von Paarbeziehungen ohne gemeinsamen Haushalt gegenüber Paarbeziehungen mit gemeinsamem Haushalt sind zwei Erklärungen denkbar: Einerseits könnte die Beziehung noch relativ jung und die Kinderfrage damit noch nicht aktuell sein, andererseits könnte ein nicht vorhandener Kinderwunsch und damit ein Lebensentwurf ohne Kinder von vornherein zur Wahl einer solchen Beziehungsform führen (vgl. *Ruckdeschel* 2004: 375).

Das *Ausbildungsniveau* zeigt entgegen der im Kapitel 5 formulierten Hypothese keinen Einfluss auf den Kinderwunsch. Der in der bivariaten Analyse signifikante Zusammenhang, der durch die Gruppe ohne Ausbildungsabschluss hervorgerufen wurde, kann im multivariaten Fall nicht mehr bestätigt werden.

Bezieht man die Variablen wieder schrittweise in das Modell ein, zeigt sich auch hier eine Konfundierung der Variable „ohne Ausbildungsabschluss“ mit dem Alter, die für den nicht signifikanten Effekt bei Personen ohne Ausbildungsabschluss verantwortlich ist. Weitere Analysen zeigen, dass es sich bei dieser Personengruppe, die ihre allgemeine Bildungslaufbahn beendet, jedoch noch keine berufliche Ausbildung begonnen hat, vor allem um die junge Bevölkerungsgruppe handelt – zum einen, weil noch nach passenden Ausbildungswegen gesucht wird, zum anderen ist es nicht unüblich, die Zeit zwischen Beendigung der schulischen Laufbahn und Beginn einer Ausbildung mit anderen Tätigkeiten zu füllen. Der Effekt der Variable „ohne Ausbildungsabschluss“ entpuppt sich in der multivariaten Analyse daher als *Alterseffekt*.

Die aufgestellte Hypothese zum Einfluss *gesellschaftlicher Rahmenbedingungen* kann auch durch die multivariate Analyse bestätigt werden. Demnach haben Personen aus Ostdeutschland eine höhere Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen als Personen aus Westdeutschland. Das deutet darauf hin, dass letztlich auch die Wahrscheinlichkeit, kinderlos zu bleiben, in Ostdeutschland geringer ist. Denn gerade der negative Kinderwunsch erwies sich – bei unveränderten (individuellen) Rahmenbedingungen – als relativ stabil und dominant. Tatsächlich ist in Ostdeutschland die Kinderlosigkeit weitaus niedriger als in Westdeutschland (*Kreyenfeld* und *Konietzka* 2004: 14). Kinderlosigkeit in Deutschland war zuerst nur eine westdeutsche Erscheinung. Die Geburtsjahrgänge der 1950er Jahre in der ehemaligen DDR hatten nur zu ca. 5 % keine Kinder. Seither sind die Anteile kinderloser Frauen in Ostdeutschland deutlich angestiegen, ohne jedoch die Werte, wie sie gegenwärtig in Westdeutschland beobachtet werden, zu erreichen (*BiB* 2004: 26).

Neben soziodemographischen Merkmalen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wurden weiterhin *individuelle Einstellungen und Wertorientierungen* mit in das Modell aufgenommen und hinsichtlich ihres Einflusses auf den Kinderwunsch geprüft.

Die beiden Faktoren zur individuellen Bedeutung von Kindern bestätigen den vermuteten Einfluss: Je stärker Kinder als Glück empfunden werden, desto höher ist auch die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen. Ebenfalls ist die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, umso höher, je stärker Kinder mit Nähe und Sinngebung verbunden werden³¹. Dabei hat der zuletzt beschriebene Faktor *soziale Nähe* einen stärkeren Einfluss auf den Kinderwunsch als der Faktor *Glück*. Insgesamt kann daher davon ausgegangen werden, dass eigene Kinder umso eher gewünscht werden, je mehr Kinder als Bereicherung des Lebens wahrgenommen werden.

Der Faktor *Selbstverwirklichung* hat entgegen der Vermutung keinen Einfluss auf den Kinderwunsch. Personen, die Selbstverwirklichung als wichtig erachten, haben keine geringere Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen als Personen, die angaben, Selbstverwirklichung sei für sie persönlich unwichtig. Diese Tendenz deutete sich bereits in der bivariaten Analyse an.

Hinsichtlich des Einflusses des Faktors *Egalität* kommt die multivariate Analyse anders als die bivariate Analyse zu einem signifikanten Ergebnis. Dieser Faktor zeigt in der multivariaten Analyse, dass sich die Neigung zum Kinderwunsch verringert, je wichtiger das Vorhandensein einer egalitären Partnerschaft persönlich beurteilt wird. Dieser Effekt bestätigt damit die eingangs formulierte Hypothese.

Dass dieser Faktor in der bivariaten Analyse nicht signifikant wurde, kann vor allem daran liegen, dass diese Variable aufgrund ihres metrischen Skalenniveaus zusammengefasst werden musste. Eine Zusammenfassung geht jedoch immer mit einem Informationsverlust einher und ist daher in einigen Fällen nicht unproblematisch. Jedoch zeigte bereits die bivariate Analyse die sich hier bestätigende Tendenz des Einflusses dieses Faktors. Die nachfolgend vorgestellten Analysen liefern zum Einfluss der Präferenz einer gleichberechtigten Partnerschaft noch differenziertere Aussagen. Eine Interpretation wird deshalb erst an späterer Stelle vorgestellt.

Insgesamt kann diesem Modell aufgrund der relativ hohen Werte des Pseudo-R² eine gute Erklärungskraft bescheinigt werden. Die unabhängigen Variablen tragen also in ihrer Gesamtheit gut zur Trennung der beiden Kategorien der abhängigen Variable bei, das heißt, ob Kinder gewünscht werden oder nicht.

Abschließend soll noch ein Blick auf das reduzierte Modell, ebenfalls in Tabelle 11 dargestellt, erfolgen. Aus diesem Modell wurden alle nicht signifikanten und damit als irrelevant beurteilten Variablen entfernt. Dieses Modell deutet insgesamt auf ein stabiles Modell.

Schaut man sich die standardisierten Effektkoeffizienten an, hat der Faktor *Bedeutung von Kindern: soziale Nähe* den größten Einfluss auf den Kinderwunsch. Ob Kinder gewünscht werden, hängt also vor allem davon ab, ob Kinder in irgendeiner Form als Bereicherung empfunden werden. Kinder werden also vor allem dann gewünscht, wenn mit ihnen positive Erwartungen verbunden werden. Der starke Einfluss dieses Faktors deutet letztlich tatsächlich darauf hin, wie *Rost und Schneider* (1996: 256) in ihrer Untersuchung bereits festgestellt haben, dass sich ein negativer Kinderwunsch weniger darin begründet, dass Kinder in Konkurrenz zu anderen Lebenszielen gesehen

³¹ Die beiden Faktoren *Glück* und *soziale Nähe* sind wie folgt kodiert: Der Wert 1 bedeutet „stimme voll und ganz zu“, der Wert 5 bedeutet „stimme überhaupt nicht zu“. Daher sind die Logit-Koeffizienten trotz negativem Vorzeichen mit einer Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, zu interpretieren.

werden. Vielmehr resultiert die Entscheidung gegen Kinder und damit gegen eine Elternschaft daraus, dass dies nicht als Verzicht auf etwas positiv Besetztes, Wünschenswertes, Sinnstiftendes empfunden wird.

Weiterhin beeinflussen das *Alter* und die gelebte *Beziehungsform* „Paarbeziehung mit gemeinsamem Haushalt“ den Kinderwunsch in starkem Maß.³² Die hohe Bedeutung des Alters ist vor dem Hintergrund immer späterer Geburten ein zwiespältiger, nicht zu vernachlässigender Effekt. Das Durchschnittsalter bei Geburt des ersten Kindes nähert sich dem 30. Lebensjahr an (*BiB* 2004: 30). Der Aufschub von Geburten ins höhere Alter geht jedoch, folgt man der vorherigen Interpretation, mit einer sinkenden Neigung, sich überhaupt (noch) Kinder zu wünschen, einher und begünstigt damit dauerhafte Kinderlosigkeit.

Bedeutsam ist auch der Effekt der Paarbeziehung. Hier hat vor allem das Zusammenleben mit einem Lebensgefährten im gemeinsamen Haushalt einen starken positiven Einfluss auf die Neigung, sich Kinder zu wünschen. Nach einer Auswertung des PPA2 durch das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (siehe *Dorbritz et al.* 2005: 34) zeigt ein Vergleich der bevorzugten mit der tatsächlich gelebten Beziehungsform, dass vor allem Alleinlebende und in einer Paarbeziehung ohne gemeinsamen Haushalt Lebende niedrige Übereinstimmungswerte aufweisen. Die persönliche Präferenz ist daher offensichtlich nur ein Bestimmungsgrund für die Entscheidung einer Lebensform. So ist das Alleinleben oft Resultat des Fehlens eines passenden Lebensgefährten und die getrennte Haushaltsführung von Paaren in Zeiten flexibilisierter Arbeitsmärkte oft ein beruflich bedingter Kompromiss (vgl. ebd.: 34).

An früherer Stelle wurde bereits festgehalten, dass das Geschlecht bei Kontrolle aller anderen im Modell enthaltenen Variablen keinen signifikanten Einfluss auf den Kinderwunsch hat. Es konnte allerdings festgestellt werden, dass der Einfluss des Geschlechts über das Alter und den Beziehungsstatus vermittelt wird. Denkbar ist nun weiterhin, dass das Geschlecht auch insofern eine Rolle spielt, als dass sich der Einfluss einzelner unabhängiger Variablen auf den Kinderwunsch bei Frauen und Männern unterschiedlich gestaltet, dem Geschlecht also eine *Moderatorfunktion* zukommt.

Um dies zu überprüfen, wurden getrennte Modelle nach dem Geschlecht berechnet. In Anlehnung an *Becker und Niefeld* (2001) wurden aufgrund der stark verringerten Fallzahl nun auch Signifikanzen auf dem 10 %-Niveau berücksichtigt, um den β -Fehler wegen Beibehaltung einer falschen Nullhypothese zu verringern (siehe auch die Argumentation in *Bortz* 1999: 122).

Für eine sinnvollere Interpretation wurde zunächst ein reduziertes Modell berechnet (jeweils getrennt für Frauen und Männer), welches lediglich die Einflüsse soziodemographischer Merkmale und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen berücksichtigt. Der Einfluss persönlicher Einstellungen und Wertorientierung bleibt in diesem Modell daher noch unberücksichtigt. Die Ergebnisse sind in Tabelle B.1 im Anhang dargestellt.

Das *Alter* hat bei Frauen einen stärkeren negativen Einfluss als bei Männern. Dies ist sicherlich darin begründet, dass die Fertilität der Frauen im Gegensatz zu der der Männer aus biologischen Gründen begrenzt ist. Der dennoch deutlich negative Alterseffekt bei Männern könnte darauf hindeuten, dass auch Männer eine Vorstellung einer Altersgrenze haben, obwohl die Möglichkeit, Kinder zu

³² Es sollte an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass trotz der Standardisierung der Effektkoeffizienten ein Vergleich der Einflussstärken von Variablen mit metrischem und kategorialem Skalenniveau untereinander nur eingeschränkt möglich ist. Der Vergleich der Einflussstärken von Variablen mit gleichem Skalenniveau (z.B. metrisch) anhand der standardisierten Effektkoeffizienten ist dagegen ohne weiteres möglich.

zeugen, für sie biologisch nicht begrenzt ist – ein Ergebnis, das ebenfalls *Helfferrich et al.* (2004: 27, 30) beschreiben. So konnte die Studie von *Schmitt und Winkelmann* (2005: 5) zeigen, dass Männer trotz der lebenszeitlich unbegrenzten Zeugungsfähigkeit ab dem 40. Lebensjahr nur noch selten erstmals Vater werden. Der schwächere, jedoch deutlich negative Alterseffekt bei Männern wird schließlich auch darin begründet sein, dass sich Männer in ihrem Kinderwunsch am Alter ihrer Lebensgefährtin orientieren. Diese ist in der Regel nur wenige Jahre jünger, ihre Konzeptionsfähigkeit ist jedoch begrenzt.³³

Unterschiede zwischen Frauen und Männern zeigen sich ebenfalls im Einfluss des *Beziehungsstatus*. Interessant ist, dass bei Frauen lediglich das Vorhandensein einer Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt einen signifikant positiven Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, hat. Dagegen zeigen sich bei Männern signifikante Effekte sowohl bei Partnerschaften mit gemeinsamer als auch getrennter Haushaltsführung. Beide Beziehungsformen haben bei Männern einen positiven Einfluss auf die Neigung, sich Kinder zu wünschen.

Wie sind diese Unterschiede zu erklären? Die Geburt eines Kindes bringt vor allem für Frauen starke Veränderungen und Umbrüche im Lebenslauf mit sich, da immer noch hauptsächlich die Frauen mit der Aufgabe der Kinderbetreuung betraut sind. Denkbar wäre, dass Frauen deshalb, wenn es um die Kinderfrage geht, größeres Gewicht auf eine stabile Partnerschaft legen.

Zum Einfluss des *Bildungs- bzw. Ausbildungsniveaus* haben Untersuchungen gezeigt, dass dieser bei Frauen und Männern auf das konkrete Ereignis der Geburt des ersten Kindes bezogen unterschiedlich wirkt: Unter den Frauen mit höherem Bildungsniveau findet sich ein höherer Anteil an Kinderlosen. In der Bezugsgruppe der Männer liegt der höchste Anteil an Kinderlosen dagegen in der Gruppe mit niedrigen Bildungsabschlüssen (*Schmitt und Winkelmann* 2005). Während bei Männern eine hohe Bildung (vermittelt über das Einkommen) familienförderlich wirkt, wirkt sie bei Frauen eher hinderlich (siehe auch Abschnitt 5.1.2).

Auf den Kinderwunsch lassen sich diese Ergebnisse nicht übertragen – ein Ergebnis, zu dem auch *Helfferrich et al.* (2004: 27) in ihrer Untersuchung gelangen. Das Ausbildungsniveau zeigt also auch dann keinen Einfluss, wenn man Geschlechtsunterschiede berücksichtigt. Die zusätzliche Berücksichtigung von Ost-West-Unterschieden durch den Interaktionsterm in Modell 4 (Tab. B.2 im Anhang) ändert diese Aussage nicht.³⁴

Der Einfluss *gesellschaftlicher Rahmenbedingungen* ist lediglich bei Frauen signifikant. Ostdeutsche Frauen haben dabei eine höhere Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, als Frauen in Westdeutschland. Bei Männern zeigt die Herkunft dagegen keinen signifikanten Einfluss.

Dieses Ergebnis lässt sich ebenfalls vor dem Hintergrund interpretieren, dass es zum überwiegenden Teil die Frauen sind, die die Kosten der vor allem in Westdeutschland problematischen Vereinbarung von Beruf und Familie tragen müssen. Eine längere Familienpause zur Pflege und Erziehung der Kinder und damit eine zumindest vorübergehende Unterbrechung der Erwerbsbeteiligung seitens der Frauen ist nach wie vor ein verbreitetes Muster der Vereinbarkeit. Dabei gestalten sich die Bedingungen zur Vereinbarkeit für Frauen in Ostdeutschland nicht zuletzt durch bessere Kinderbetreuungs-

³³ In der Regel sind Männer in einer Partnerschaft um etwa 2 bis 3 Jahre älter (*Schmitt und Winkelmann* 2005: 5).

³⁴ Allerdings könnten *Selektionseffekte* den Einfluss des Ausbildungsniveaus auf den Kinderwunsch verschleiern. Man muss sich dessen bewusst sein, dass durch die Beschränkung der Analyse auf Kinderlose bestimmte Personengruppen – nämlich solche, die ihren Kinderwunsch bereits erfüllt haben – aus der Analyse herausfallen.

möglichkeiten einfacher als in Westdeutschland. Dies wird letztlich ein Grund für die höhere Neigung ostdeutscher Frauen, sich Kinder zu wünschen, sein.

Die Ergebnisse des vollständigen Modells, unter Berücksichtigung der Variablen zu individuellen Einstellungen und Wertorientierungen, sind in Tabelle B.2 ebenfalls im Anhang dargestellt. Durch den Einbezug der beiden Faktoren zur Bedeutung von Kindern verwischen jedoch die Alters- und Herkunftseffekte zwischen den Geschlechtern. Das deutet darauf hin, dass die Einstellungen in Bezug auf Kinder nicht unabhängig vom Alter und der Herkunft verteilt sind. *Helfferrich* (2001: 187) kann dies in ihrer Studie bestätigen: Ostdeutsche Frauen weisen demnach eine höhere Kind- und Familienorientierung auf als westdeutsche Frauen.

Die Berücksichtigung individueller Einstellungen und Wertorientierungen im Modell zeigt, dass sich Frauen und Männer auch hierin unterscheiden. So zeigt der Faktor *Wichtigkeit einer egalitären Partnerschaft* lediglich bei Frauen einen signifikant negativen Einfluss auf die Neigung, sich Kinder zu wünschen. Bei den Männern spielt dieser Faktor im Hinblick auf den Kinderwunsch dagegen keine Rolle.

Für die Interpretation ist es wichtig, sich noch einmal die Bedeutung dieses Faktors in Erinnerung zu rufen. Mit dem Konzept der Egalität wird auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit verwiesen. Dieser Faktor ist darüber hinaus eng mit dem Konzept der *Work-Family-Balance* verbunden. Angesprochen wird ein modernes Geschlechtsrollenleitbild entgegen traditionellen Vorstellungen (siehe Abschnitt 6.2.2). Ein egalitäres Partnerschaftsmodell scheint sich aus Sicht der Frauen jedoch nur schlecht mit Kindern zu vereinbaren. Tatsächlich, das haben Untersuchungen gezeigt, führt die Geburt des ersten Kindes zu einem Traditionalisierungsschub in der Paarbeziehung, in der sich vor allem die Frau um den Haushalt kümmert und der Mann die Rolle des *breadwinners* übernimmt (*Helfferrich et al.* 2004: 41). Deshalb gilt offenbar: Je stärker Frauen Wert auf ein modernes Geschlechtsrollenleitbild legen, desto geringer ist ihre Neigung, sich Kinder zu wünschen.

Interessant ist die Frage, ob sich hierin Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland aufzeigen, da vor allem Westdeutschland im Gegensatz zu Ostdeutschland zur Kategorie der „*male-breadwinner*“- bzw. „*female-housekeeper*“-Länder zuzuordnen ist.

Diese Frage stößt dazu an, die einzelnen Effekte hinsichtlich unterschiedlicher Wirkungen in Ost- und Westdeutschland zu untersuchen. Dieses Vorgehen wird dadurch plausibel, dass Studien gerade im Bereich der Familienbildung mehr als ein Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung immer noch deutliche Unterschiede zwischen Ost und West aufzeigen können (siehe Abschnitt 4.2.3).

Die Ergebnisse der getrennten Modellberechnung für Ost- und Westdeutschland sind in der nachfolgenden Tabelle 12 dargestellt. Auch hier wurden aufgrund der relativ geringen Fallzahl ebenfalls Signifikanzen auf dem 10 %-Niveau ausgewiesen.

Das *Alter* hat in Ostdeutschland einen stärkeren negativen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, als in Westdeutschland (Modell 1). Dieser Befund deutet auf die eigenständige Rolle des Alters hin, insofern es dem Kinderwunsch eine obere Grenze setzt (*Ruckdeschel* 2004: 366f, *Helfferrich et al.* 2004: 28). Neben einer biologisch bedingten Grenze ist zur Interpretation dieses Effekts vor allem die Existenz individueller und gesellschaftlicher Altersnormen entscheidend. In Ost- und Westdeutschland scheinen unterschiedliche Altersnormen in Bezug auf die Familiengründung vorzuherrschen. Dabei ist die Altersgrenze, bis zu der Kinder geboren sein sollten, in Ostdeutschland niedriger als in Westdeutschland.

Tab. 12: Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt für Ost- und Westdeutschland - 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose

Unabhängige Variablen	Ostdeutschland		Westdeutschland	
	Modell 1	Modell 3	Modell 1	Modell 3
Konstante	11.910*** (2.123)	13.695*** (2.917)	4.117*** (1.057)	6.893*** (1.555)
Alter (metrisch)		-0.157*** (0.043) [1/2.481]		-0.113*** (0.029) [1/1.916]
Alter (Referenz: 20- bis 24-Jährige)				
25- bis 29-Jährige	-1.221* (0.632) [1/1.653]		-0.031 (0.409) [1/1.013]	
30- bis 34-Jährige	-1.851** (0.684) [1/2.000]		-0.766* (0.430) [1/1.391]	
35- bis 39-Jährige	-2.742*** (0.705) [1/2.674]		-1.433** (0.483) [1/1.698]	
Geschlecht (Ref.: Frauen)				
Männer	-0.242 (0.499) [1/1.126]	1.495 (2.318) [2.087]	-0.159 (0.317) [1/1.082]	-0.287 (1.422) [1/1.153]
Paarbeziehung (Ref.: ohne Paarbez.)				
Verheiratet	0.274 (0.833) [1.059]	0.306 (0.870) [1.067]	0.636 (0.596) [1.179]	0.786 (0.598) [1.226]
Paarbeziehung mit gem. Haushalt	1.136* (0.569) [1.613]	1.075* (0.567) [1.572]	1.348*** (0.422) [1.654]	1.405*** (0.426) [1.690]
Paarbeziehung ohne gem. Haushalt	1.550* (0.750) [1.769]	1.539* (0.771) [1.762]	0.494 (0.395) [1.233]	0.531 (0.392) [1.253]
Ausbildungsniveau (Ref.: Uni/FH)				
beruflicher Ausbildungsabschluss	-0.934 (0.688) [1/1.453]	-0.779 (0.677) [1/1.366]	-0.274 (0.372) [1/1.136]	-0.409 (0.373) [1/1.211]
ohne Ausbildungsabschluss	-2.055* (1.122) [1/1.727]	-2.069* (1.089) [1/1.733]	0.612 (0.599) [1.216]	0.268 (0.606) [1.090]
Einstellungen/Wertorientierungen				
Bedeutung von Kindern: Glück	-0.661* (0.307) [1/1.802]	-0.653* (0.309) [1/1.789]	-0.405* (0.220) [1/1.447]	-0.440* (0.221) [1/1.495]
Bedeutung von Kindern: soziale Nähe	-1.927*** (0.394) [1/4.717]	-1.957*** (0.394) [1/4.831]	-1.262*** (0.249) [1/2.857]	-1.233*** (0.250) [1/2.786]
Wichtigkeit: Selbstverwirklichung	-0.826* (0.437) [1/1.531]	0.375 (0.840) [1.213]	-0.084 (0.321) [1/1.045]	-0.440 (0.438) [1/1.255]
Wichtigkeit: Egalität	-0.052 (0.384) [1/1.032]	-0.474 (0.694) [1/1.339]	0.541* (0.237) [1.459]	0.898* (0.392) [1.873]
Interaktionsterme				
Selbstverwirklichung * Geschlecht		-1.624* (0.987) [1/2.309]		0.774 (0.616) [1.491]
Egalität * Geschlecht		0.600 (0.815) [1.446]		-0.557 (0.490) [1/1.475]
Chi ² -Wert	121.284***	123.437***	123.642***	128.725***
Freiheitsgrade	13	13	13	13
Pseudo-R ² (Nagelkerke)	61.2%	62.0%	46.0%	47.5%
(McFadden)	46.3%	47.1%	30.6%	31.9%
N	215	215	294	294

Logit-Regression: unstandardisierte Regressionskoeffizienten, Standardfehler der unstandardisierten Koeffizienten (runde Klammern), standardisierte Effektkoeffizienten (eckige Klammern); Signifikanz: * p ≤ 0.05; ** p ≤ 0.01; *** p ≤ 0.001; + p ≤ 0.1

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Betrachtet man das tatsächliche Geburtenverhalten, zeigt sich trotz Ost-West-Annäherung, dass Kinder in Ostdeutschland immer noch früher im Lebenslauf geboren werden als in Westdeutschland. Während in Ostdeutschland im 26. Lebensjahr der Frauen die meisten Kinder geboren werden, ist es in Westdeutschland das 30. Lebensjahr (BiB 2004: 30, Kreyenfeld und Konietzka 2004).

Ost-West-Unterschiede zeigen sich auch im Einfluss der *Beziehungsform* (Modell 1 in Tabelle 12 sowie reduziertes Modell in Tabelle B.3 im Anhang). Während in Ostdeutschland bei Kontrolle aller anderen im Modell enthaltenen Variablen sowohl eine Paarbeziehung mit gemeinsamem als auch ohne gemeinsamen Haushalt den Kinderwunsch positiv beeinflusst, hat in Westdeutschland lediglich das Vorhandensein einer Paarbeziehung mit gemeinsamem Haushalt einen signifikant positiven Effekt auf den Kinderwunsch.

Bezieht man die Variablen schrittweise in das Modell ein, zeigt sich, dass in Westdeutschland Paarbeziehungen ohne gemeinsamen Haushalt erst unter Berücksichtigung der Einstellungsvariablen zur Bedeutung von Kindern ihren signifikanten Effekt verlieren. Das deutet darauf hin, dass dieses Beziehungsmodell nicht unabhängig von der Einstellung zu Kindern gewählt wird. Eine Entscheidung für ein solches Beziehungsmodell fällt beispielsweise aufgrund dessen, dass Kinder eine geringere Bedeutung im Leben haben. Allerdings bleibt dann die Frage offen, warum dieser Effekt so nicht in Ostdeutschland zu beobachten ist.

Erstaunlich ist der signifikante Effekt des Faktors *Selbstverwirklichung* in Ostdeutschland (siehe auch reduziertes Modell in Tabelle B.3 im Anhang). Entgegen der Vermutung hat dieser Faktor einen (für die Interpretation) positiven Einfluss auf die Neigung, sich Kinder zu wünschen.³⁵ Der zusätzliche Interaktionsterm (Modell 3, Tabelle 12 lässt außerdem die Schlussfolgerung zu, dass es keine Unterschiede in der Wirkung dieses Faktors zwischen den Geschlechtern gibt. Die Faktorenanalyse, dargestellt in Tabelle 7, zeigte bereits, dass dieser Faktor einen relativ niedrigen Reliabilitätskoeffizienten aufweist, der für diesen unplausiblen Effekt verantwortlich sein könnte.

Schließlich bleibt noch die im vorherigen Abschnitt aufgeworfene Frage zu klären, ob der Faktor *Wichtigkeit einer egalitären Partnerschaft* in Ost und West gleichermaßen wirkt. Und tatsächlich zeigt sich, dass dieser Faktor lediglich in Westdeutschland einen signifikanten Einfluss hat, während er in Ostdeutschland keine Rolle spielt.

Nun zeigte die vorherige Analyse, dass dieser Faktor lediglich für Frauen einen signifikanten Einfluss hat. Der zusätzliche Interaktionsterm in Modell 3 (Tabelle 12) bestätigt den Eindruck, dass die Wichtigkeit eines egalitären Partnerschaftsmodells lediglich für Frauen aus Westdeutschland in Bezug auf den Kinderwunsch von Bedeutung ist, während dies für ostdeutsche Frauen sowie für die Männer insgesamt hinsichtlich der Neigung, sich Kinder zu wünschen, keine Rolle spielt. Je stärker also *Frauen in Westdeutschland* Wert auf eine egalitäre Partnerschaft legen, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich Kinder wünschen.

Dieses Ergebnis kann in der Art interpretiert werden, dass sich das in Westdeutschland vorherrschende *Hausfrauenmodell*, in welches Frauen mit der Geburt eines Kindes gedrängt werden, mit der Vorstellung einer egalitären Partnerschaft, die beispielsweise Wert darauf legt, dass beide Partner

³⁵ Das Vorzeichen des Regressionskoeffizienten ist zwar negativ, für die Interpretation hätte dieser Faktor aufgrund der Skalierung (1 „sehr wichtig“ und 5 „völlig unwichtig“) jedoch einen positiven Einfluss auf den Kinderwunsch. Das würde bedeuten, je wichtiger Selbstverwirklichung im Leben wahrgenommen wird, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen. Der Faktor Selbstverwirklichung beschrieb dabei Werte, wie genug Zeit für sich selbst, die eigenen Interessen und seine Freunde haben sowie außerhalb der Familie anerkannt werden.

jeweils ihr eigenes Geld verdienen und eng mit dem Konzept der Work-Family-Balance, also der Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche Beruf und Familie verbunden ist, nur wenig verträglich. Mit dem „*female-housekeeper*“- bzw. „*male-breadwinner*“-Modell, wie es Westdeutschland vorherrscht, verbindet sich ein Lebenslaufmodell mit einem familienzentrierten System der Kinderbetreuung, das die Frau phasenweise an den Haushalt zurückbringt und von eigenständiger Erwerbsarbeit entbindet (Dornseiff und Sackmann 2002: 93). Die Geburt eines Kindes führt damit zu einem Traditionalisierungsschub, zusammengefasst als das Zusammentreffen der Hauptnährerrolle des Mannes und der Zuständigkeit der Frau für den Haushalt.³⁶ Prinzipiell wirkt dieser Traditionalisierungsschub mit der Geburt eines Kindes auch in Ostdeutschland, jedoch ist das Ausmaß der Traditionalisierung hier geringer (Helfferrich et al. 2004: 41). In Ostdeutschland ist das Doppelverdienermodell immer noch stärker verbreitet. Dabei spielen die Rahmenbedingungen, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen, im Sinne der besseren Möglichkeit einer Vereinbarung von Beruf und Familie in Ostdeutschland eine entscheidende Rolle.

7 Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stand der Kinderwunsch von Kinderlosen. Ein Ziel war, zu untersuchen, wie hoch die grundlegende Bereitschaft, Kinder zu bekommen, in unserer Gesellschaft bei den kinderlosen Frauen und Männern ausgeprägt ist. In diesem ersten Analyseschritt wurde nach der konkreten Anzahl gewünschter Kinder gefragt, wobei die Auswertung getrennt für Ost- und Westdeutschland erfolgte. Dieser Untersuchungsteil beinhaltete zudem einen Zeitvergleich, der die Entwicklung des Kinderwunsches in Ost- und Westdeutschland auf gesamtgesellschaftlicher Ebene für die Erhebungszeitpunkte 1982, 1987, 1988, 1992 und 2003 nachzeichnete. Daran anknüpfend wurde im zweiten Teil der Untersuchung nach Einflussfaktoren des Kinderwunsches gefragt.

Beim Kinderwunsch handelt es sich um eine mehr oder weniger feste Handlungsabsicht. Anders als bei konkreten Ereignissen, wie der Geburt eines Kindes, muss man sich beim Kinderwunsch fragen, wie valide die Angaben im Hinblick auf das zukünftige generative Verhalten sind. Deshalb war ein weiterer wesentlicher Bestandteil der Arbeit, sich mit Fragen zur Validität des Kinderwunsches auseinanderzusetzen.

Festgehalten werden kann, dass sich aus den Angaben zum Kinderwunsch nur bedingt Rückschlüsse auf das zukünftige generative Verhalten ziehen lassen. Zum einen deshalb, weil der Kinderwunsch nicht zeitstabil ist. Er ist abhängig von individuellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So wie diese Faktoren im Zeitverlauf variabel sind, verändert sich auch der Kinderwunsch. Zum anderen handelt es sich bei der Entscheidung für oder gegen Kinder nicht allein um eine individuelle, sondern vielmehr um eine partnerschaftliche Entscheidung – was in vielen Untersuchungen nicht ausreichend berücksichtigt wird, mitunter auch nicht berücksichtigt werden kann. Allerdings informiert der Kinderwunsch über die grundlegende Bereitschaft zur Geburt von Kindern.

Auch in dieser Untersuchung wurde am individuellen Kinderwunsch angesetzt. Die Analyse des individuellen Kinderwunsches ist dennoch aufschlussreich, weil in den dyadischen Kinderwunsch die individuellen Kinderwünsche der Partner einfließen. Neben Erklärungen, warum sich einer der Partner keine Kinder wünscht, kann die Form der Partnerschaft selbst (z.B. Partnerschaft mit gemeinsamem oder ohne gemeinsamen Haushalt, ohne Partnerschaft) als zu erklärende Variable herangezogen werden.

³⁶ Zur Geburt eines Kindes als *Schwellen-Wendepunkt* in der Partnerschaft siehe auch Lenz (2003: 214f).

Die Betrachtung des Kinderwunsches im Zeitverlauf ließ erkennen, dass der Anteil jener Personen unter den Kinderlosen, die sich keine Kinder wünschen, sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland angestiegen ist. Dieses Ergebnis ist bemerkenswert, weil sich der negative Kinderwunsch (unter konstanten Rahmenbedingungen) als relativ stabil und dominant erweist (vgl. z.B. *Rost und Schneider* 1996). Zugleich ist auch die individuelle Unsicherheit bezogen auf die Frage, ob Kinder gewünscht werden, im Vergleich gegenüber der Zeit vor 1992 in beiden Teilen Deutschlands deutlich gewachsen. In Ostdeutschland zeigte sich eine vergleichsweise stärkere Konzentration auf die Ein-Kind-Familie, die im Zeitverlauf jedoch abgenommen hat. In der jüngsten Erhebung war eine Polarisierung im Kinderwunsch sowohl in Ost als auch in West erkennbar, in Ostdeutschland jedoch auf einem niedrigeren Niveau. Polarisierung meint in diesem Zusammenhang, dass sich der Kinderwunsch von Kinderlosen vor allem auf die Kinderlosigkeit und auf die Zwei-Kind-Familie verteilt.

Die Frage, wer die Personen sind, die sich keine Kinder wünschen und warum dies der Fall ist, wurde ebenfalls gestellt. Umgekehrt war auch von Interesse, wer sich Kinder wünscht und was die Gründe dafür sind. Dazu wurden Einflussfaktoren des Kinderwunsches untersucht. Es konnte festgestellt werden, dass der Kinderwunsch vor allem davon abhängt, was Kinder für den Einzelnen bedeuten. Kinder werden vor allem dann gewünscht, wenn mit ihnen positive Erwartungen verbunden und sie in irgendeiner Form als Bereicherung empfunden werden. Weiterhin zeigten das Alter und die Beziehungsform einen starken Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen. Das Alter wies dabei einen signifikant negativen Effekt auf: Mit steigendem Alter verringert sich die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder gewünscht werden. Die Beziehungsform hatte einen positiven Einfluss auf den Kinderwunsch. Allein das Vorhandensein eines Partners erhöhte die Neigung, sich Kinder zu wünschen. Vor allem die Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt erwies sich als starker Einflussfaktor des Kinderwunsches. Weitere Analysen zeigten Unterschiede im Einfluss der unabhängigen Variablen nach dem Geschlecht sowie zwischen Ost- und Westdeutschland und verdeutlichten damit die dem Geschlecht und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zukommende Moderatorfunktion.

Dort wo der Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf den Kinderwunsch sichtbar wurde, eröffnen sich – hypothetisch – Möglichkeiten staatlicher Einflussnahmen. Andererseits zeigten die Analysen auch mitunter viel stärker wirkende Einflussfaktoren auf, die sich staatlichen Einflussnahmen entziehen, so zum Beispiel der Einfluss der Beziehungsform. Auswertungen des PPA2 durch das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung konnten belegen, dass die Wahl einer Lebensform nicht allein von der persönlichen Präferenz abhängig ist. So ist das Alleinleben oft das Resultat des Fehlens eines passenden Partners oder die getrennte Haushaltsführung zumeist ein beruflich bedingter Kompromiss (*Dorbritz et al.* 2005: 34). Zudem deutet die Untersuchung von *Schmitt und Winkelmann* (2005: 13) darauf hin, dass ein wesentlicher Faktor für das steigende Niveau der Kinderlosigkeit in den jüngeren Kohorten in der steigenden Instabilität von Partnerschaften zu liegen scheint.

Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse ist es meines Erachtens falsch, von dem sich ausbreitenden *Ideal* der freiwilligen Kinderlosigkeit zu sprechen. Denn der Kinderwunsch selbst wird von Faktoren beeinflusst, die wiederum individuell, je nach Ausprägung (z.B. das Fehlen einer Partnerschaft) zumeist nicht als Idealzustand gelten.

Die Analyse wies auch auf einen großen Anteil von Personen hin, die sich in ihrer Entscheidung, ob sie Kinder wünschen, nicht sicher sind. Diese Gruppe der Unentschiedenen sollte in zukünftige Untersuchungen einbezogen werden, da auch sie meines Erachtens interessante Aufschlüsse geben kann. Weitere Untersuchungen könnten zudem mithilfe von Längsschnittdaten unterschiedliche Zeitdimensionen (Alters-, Perioden- und Kohorteneffekte) systematisch berücksichtigen. Diese Heran-

gehensweise ermöglicht es beispielsweise, Alters- und Kohorteneffekte, d.h. Effekte des Lebenslaufs und Generationseffekte, sauber voneinander zu trennen.

Danksagung

Die vorliegende Arbeit wurde im Februar 2006 als Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Technischen Universität Dresden eingereicht. Betreuer waren Herr Prof. Dr. *Lenz* (Institut für Soziologie, TU Dresden) und Herr Dr. *Michel* (Institut für angewandte Demographie GmbH, Berlin).

Zunächst möchte ich Herrn Prof. Dr. *Lenz* danken für die Bereitschaft, meiner Diplomarbeit als verantwortlicher Hochschullehrer vorzustehen. Er hat mich zudem auf interessante Aspekte des Themas aufmerksam gemacht.

Mein Dank gilt weiterhin Herrn Dr. *Michel*. Von ihm erhielt ich die Anregung, mich mit dem Thema Kinderwunsch zu beschäftigen, und er gab mir in Gesprächen wertvolle Hinweise für diese Arbeit.

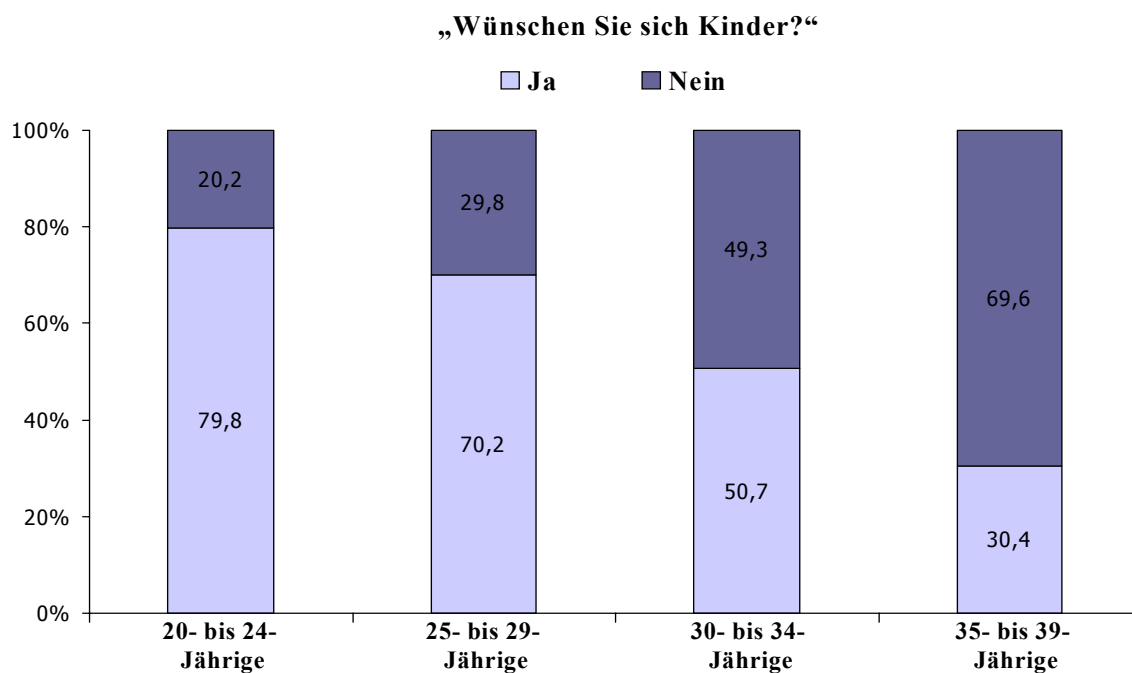
Bedanken möchte ich mich auch beim Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, namentlich bei Herrn Dr. *Dorbritz*, der mir die Daten der beiden PPA-Studien für meine Diplomarbeit zur Verfügung stellte und für Fragen stets ein offenes Ohr hatte. Herrn Dr. *Hullen* möchte ich für das aufmerksame Lesen meiner Arbeit sowie für seine konstruktiven Anmerkungen danken.

Herrn *Riedel* vom Zentralarchiv möchte ich dafür danken, dass er mir die Daten der DDR-Kinderwunschstudien für diese Arbeit bereitstellte und weitere interessante Studien zum Thema zuschickte.

Mein besonderer Dank gilt Frau *Hausstein* (GESIS), die mir freundlicherweise zahlreiche Studien zum Kinderwunsch des damaligen Instituts für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR kopierte und zuschickte.

A Grafische Darstellung der deskriptiven Ergebnisse

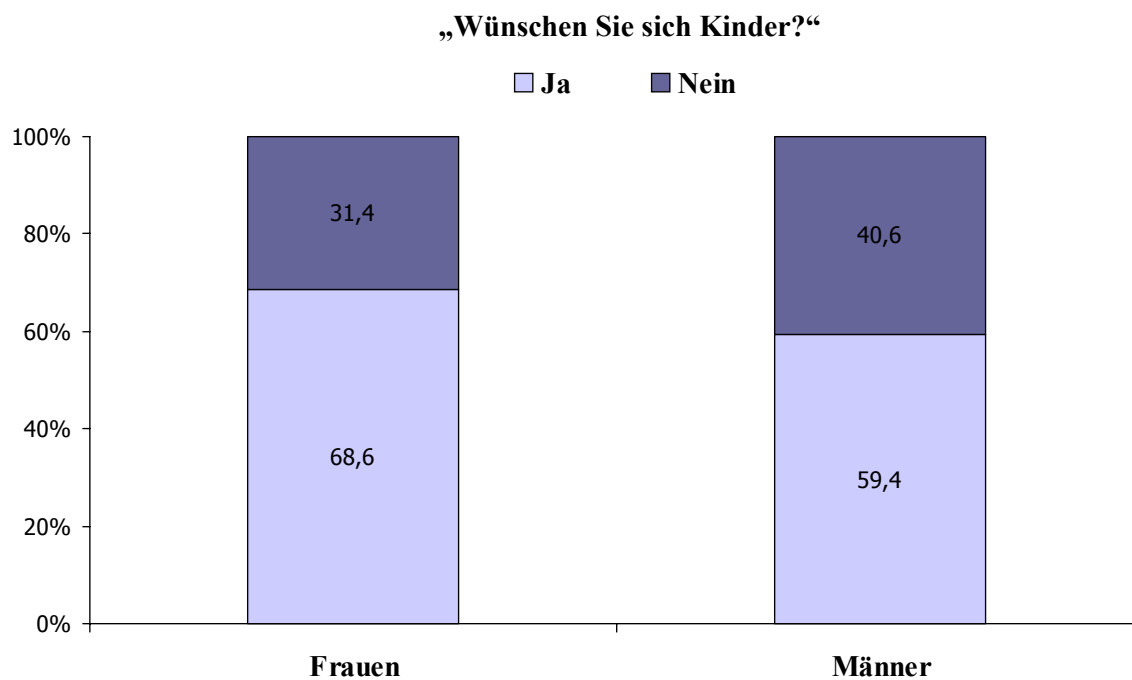
Abb. A.1: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Alter
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland



N = 685

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

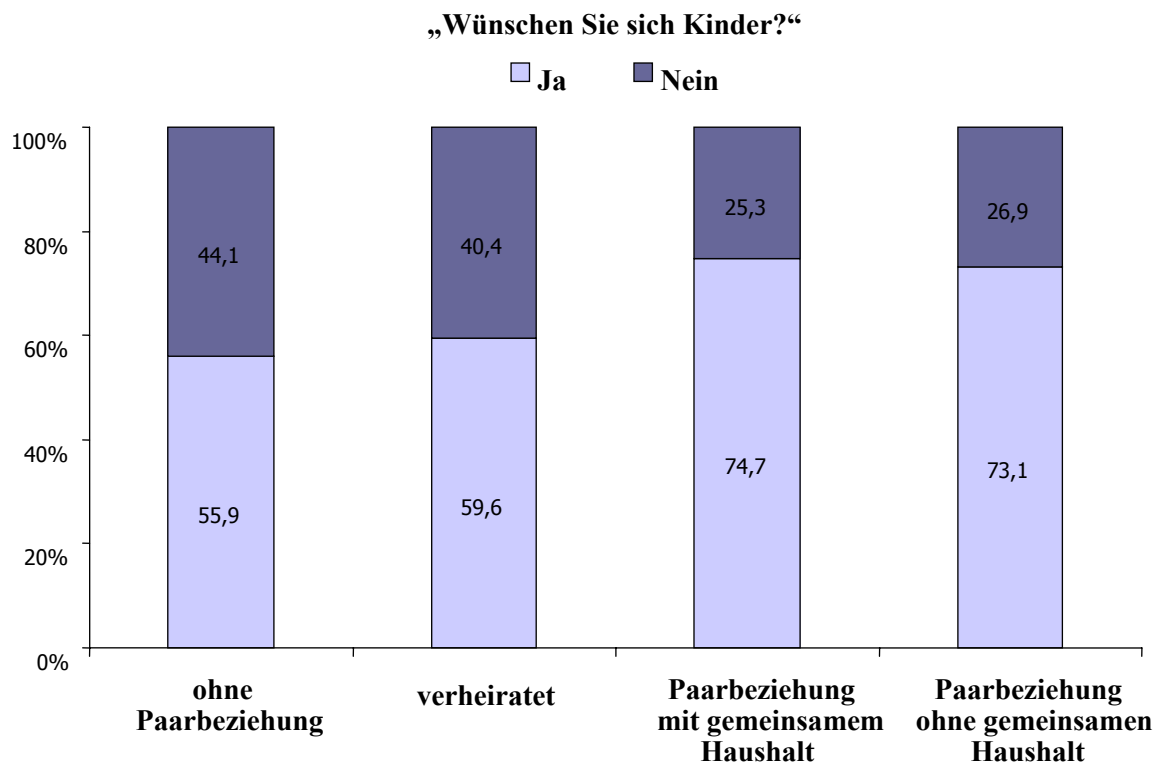
Abb. A.2: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Geschlecht
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland



N = 685

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

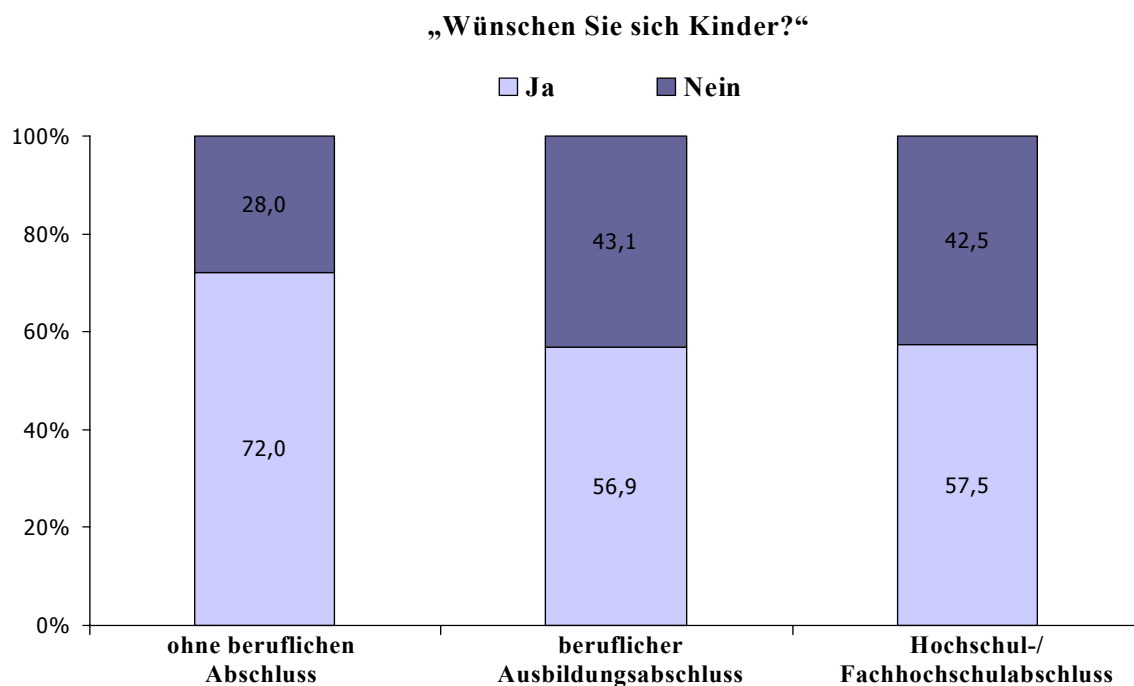
**Abb. A.3: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Beziehungsform
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland**



N = 678

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

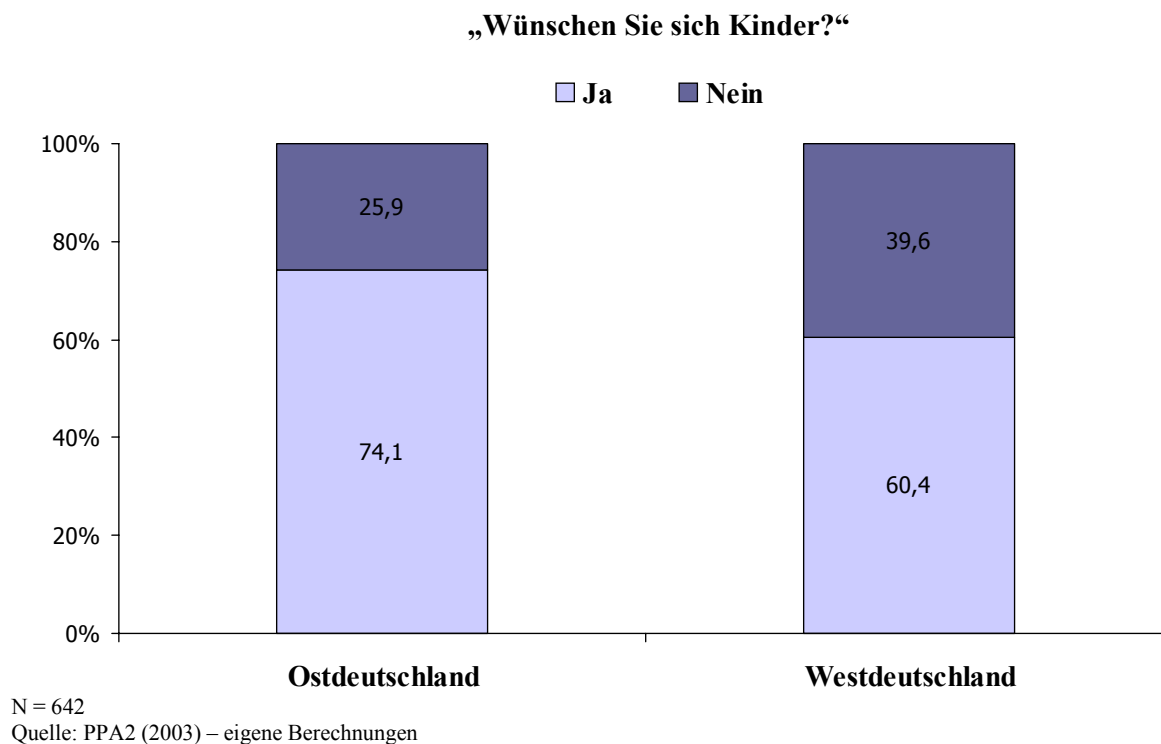
**Abb. A.4: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom Ausbildungsniveau
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland**



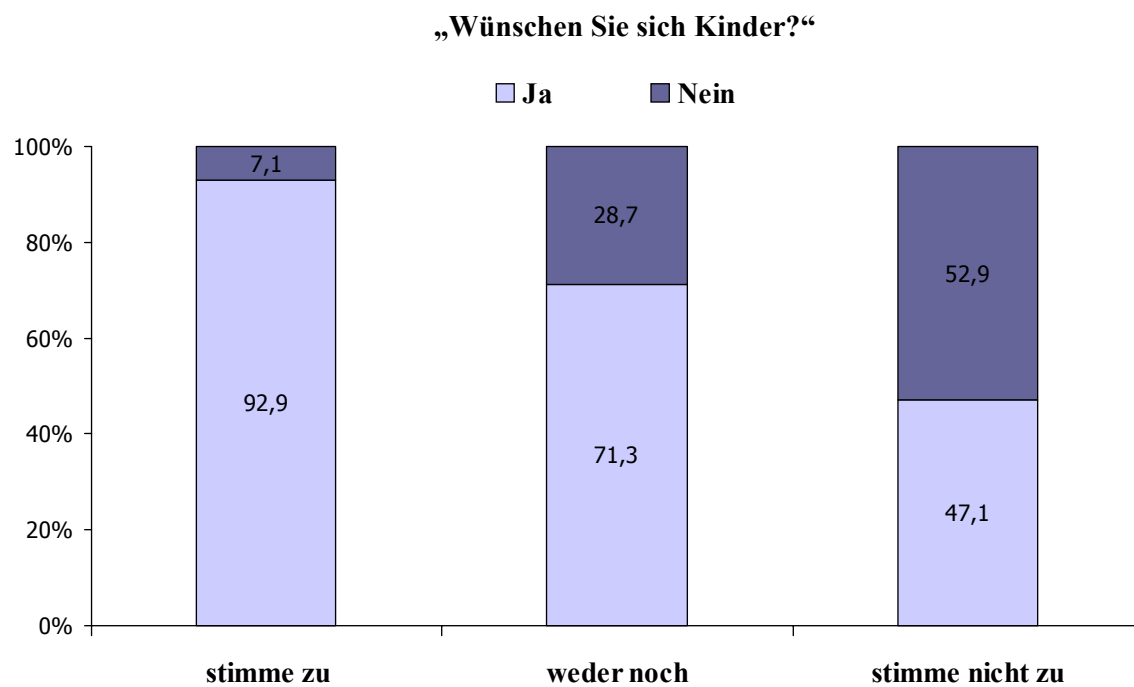
N = 564

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

**Abb. A.5: Kinderwunsch in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose**

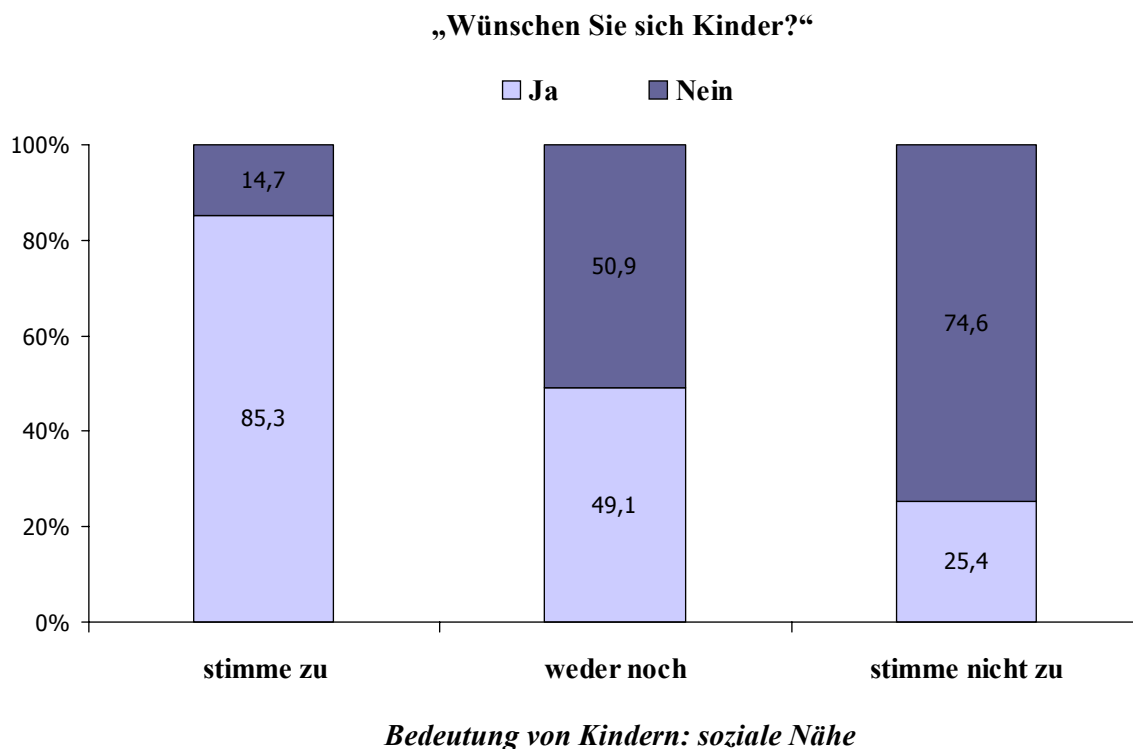


**Abb. A.6: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Einstellung zu Kindern („Glück“)
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland**



N = 682
Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

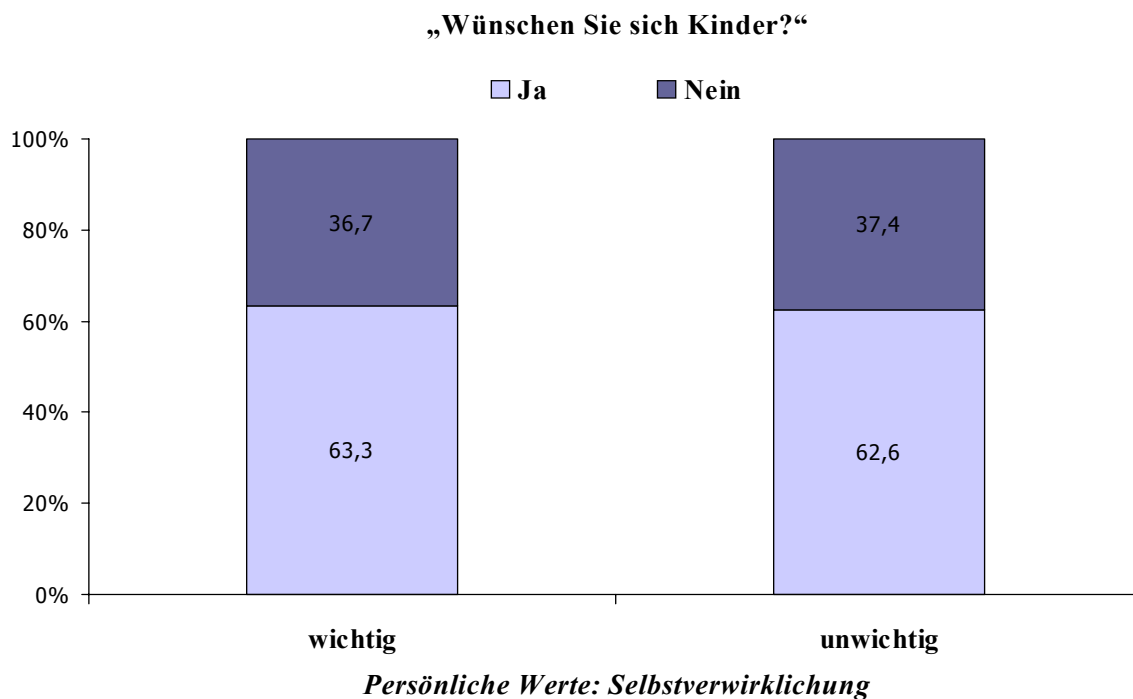
Abb. A.7: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Einstellung zu Kindern („soziale Nähe“)
 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland



N = 678

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

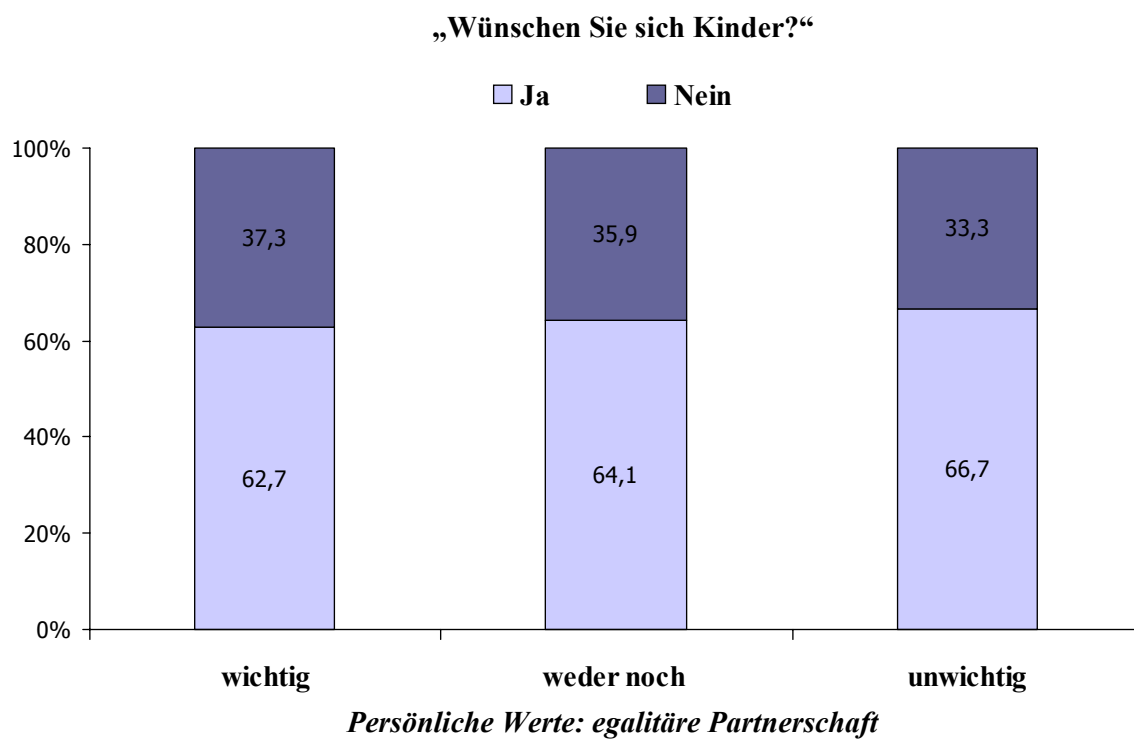
Abb. A.8: Kinderwunsch in Abhängigkeit von Wertorientierungen („Selbstverwirklichung“)
 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland



N = 680

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Abb. A.9: Kinderwunsch in Abhängigkeit von Wertorientierungen („Egalität“)
20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland



N = 681

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

B Geschlecht und gesellschaftliche Rahmenbedingungen als Moderatoren

Tab. B.1: Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt nach Geschlecht (unvollständiges Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland

Unabhängige Variablen	Frauen		Männer	
	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
Konstante	0.566 (0.473)	4.194*** (0.928)	0.734 ⁺ (0.412)	3.944*** (0.783)
<i>Alter</i> (metrisch)		-0.148*** (0.029) [1/2.336]		-0.134*** (0.023) [1/2.174]
<i>Alter</i> (Referenz: 20- bis 24-Jährige)				
25- bis 29-Jährige	-0.025 (0.413) [1/1.011]		-0.534 (0.344) [1/1.259]	
30- bis 34-Jährige	-1.179** (0.447) [1/1.570]		-0.887** (0.341) [1/1.486]	
35- bis 39-Jährige	-2.252*** (0.482) [1/2.237]		-1.950*** (0.392) [1/2.110]	
<i>Paarbeziehung</i> (Ref.: ohne Paarbez.)				
Verheiratet	0.600 (0.579) [1.167]	0.723 (0.562) [1.205]	0.423 (0.487) [1.107]	0.565 (0.493) [1.145]
Paarbeziehung mit gem. Haushalt	0.961* (0.387) [1.502]	1.081** (0.378) [1.580]	0.986** (0.357) [1.426]	1.044** (0.359) [1.456]
Paarbeziehung ohne gem. Haushalt	0.300 (0.386) [1.141]	0.311 (0.378) [1.147]	1.066** (0.350) [1.533]	1.055** (0.347) [1.527]
<i>Ausbildungsniveau</i> (Ref.: Uni/FH) beruflicher Ausbildungsabschluss	-0.042 (0.378) [1/1.019]	-0.135 (0.364) [1/1.064]	-0.363 (0.336) [1/1.179]	-0.451 (0.337) [1/1.227]
ohne Ausbildungsabschluss	1.044 ⁺ (0.620) [1.386]	0.612 (0.598) [1.211]	0.129 (0.492) [1.039]	-0.183 (0.497) [1/1.056]
<i>Rahmenbedingungen</i> (Ref.: West)				
Ostdeutschland	1.253* (0.542) [1.568]	1.115* (0.533) [1.492]	0.422 (0.337) [1.169]	0.395 (0.339) [1.157]
Chi ² -Wert	58.717***	52.884***	48.175***	55.510***
Freiheitsgrade	9	7	9	7
Pseudo-R ²				
(Nagelkerke)	28.9%	26.3%	18.5%	21.0%
(McFadden)	18.0%	16.2%	10.8%	12.4%
N	220	220	301	301

Logit-Regression: unstandardisierte Regressionskoeffizienten, Standardfehler der unstandardisierten Koeffizienten (runde Klammern), standardisierte Effektkoeffizienten (eckige Klammern)

Signifikanz: * $p \leq 0.05$; ** $p \leq 0.01$; *** $p \leq 0.001$; + $p \leq 0.1$

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Tab. B.2: Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt nach Geschlecht (vollständiges Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose, Gesamtdeutschland

Unabhängige Variablen	Frauen		Männer	
	Modell 3	Modell 4	Modell 3	Modell 4
Konstante	6.846*** (1.505)	6.904*** (1.522)	8.006*** (1.313)	7.933*** (1.316)
<i>Alter</i> (metrisch)	-0.107*** (0.034) [1/1.848]	-0.109*** (0.034) [1/1.869]	-0.127*** (0.029) [1/2.088]	-0.128*** (0.029) [1/2.101]
<i>Paarbeziehung</i> (Ref.: ohne Paarbez.) verheiratet	0.523 (0.694) [1.144]	0.576 (0.700) [1.160]	0.807 (0.583) [1.214]	0.825 (0.590) [1.219]
Paarbeziehung mit gem. Haushalt	1.226** (0.449) [1.680]	1.223** (0.451) [1.678]	1.371*** (0.441) [1.638]	1.396*** (0.445) [1.653]
Paarbeziehung ohne gem. Haushalt	-0.084 (0.434) [1/1.037]	-0.084 (0.437) [1/1.037]	1.188** (0.422) [1.610]	1.183** (0.422) [1.607]
<i>Ausbildungsniveau</i> (Ref.: Uni/FH) beruflicher Ausbildungsabschluss	-0.097 (0.410) [1/1.046]	-0.234 (0.430) [1/1.114]	-0.683+ (0.397) [1/1.362]	-0.558 (0.417) [1/1.287]
ohne Ausbildungsabschluss	0.489 (0.719) [1.165]	0.651 (0.780) [1.226]	-0.215 (0.630) [1/1.066]	-0.042 (0.652) [1/1.012]
<i>Rahmenbedingungen</i> (Ref.: West) Ostdeutschland	0.993+ (0.585) [1.428]	0.196 (1.105) [1.073]	0.665+ (0.406) [1.279]	2.077 (1.456) [2.157]
<i>Einstellungen/Wertorientierungen</i> Bedeutung von Kindern: Glück	-0.430+ (0.252) [1/1.502]	-0.439+ (0.256) [1/1.513]	-0.443* (0.218) [1/1.477]	-0.437* (0.219) [1/1.468]
Bedeutung von Kindern: soziale Nähe	-1.239*** (0.304) [1/2.770]	-1.221*** (0.306) [1/2.725]	-1.364*** (0.242) [1/3.135]	-1.365*** (0.244) [1/3.135]
Wichtigkeit: Selbstverwirklichung	-0.389 (0.337) [1/1.238]	-0.386 (0.342) [1/1.236]	0.080 (0.319) [1.039]	0.093 (0.322) [1.046]
Wichtigkeit: Egalität	0.800** (0.292) [1.707]	0.820** (0.297) [1.730]	0.325 (0.233) [1.251]	0.308 (0.235) [1.237]
<i>Interaktionsterme</i> berufliche Ausbildung – Ostdeutschland		1.401 (1.357) [1.908]		-1.534 (1.523) [1/2.004]
ohne Ausbildung – Ostdeutschland		-1.217 (2.017) [1/1.464]		-2.150 (2.142) [1/1.894]
Chi ² -Wert	107.348***	109.735***	143.227***	144.652***
Freiheitsgrade	11	13	11	13
Pseudo-R ² (Nagelkerke)	48.8%	49.6%	49.2%	49.5%
(McFadden)	33.6%	34.4%	33.2%	33.5%
N	218	218	291	291

Logit-Regression: unstandardisierte Regressionskoeffizienten, Standardfehler der unstandardisierten Koeffizienten (runde Klammern), standardisierte Effektkoeffizienten (eckige Klammern)

Signifikanz: * p ≤ 0.05; ** p ≤ 0.01; *** p ≤ 0.001; + p ≤ 0.1

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Tab. B.3: Einflüsse unabhängiger Variablen auf die Wahrscheinlichkeit, sich Kinder zu wünschen, getrennt für Ost- und Westdeutschland (Modell 2 und reduziertes Modell) – 20- bis 39-Jährige, nur Kinderlose

Unabhängige Variablen	Ostdeutschland		Westdeutschland	
	Modell 2	reduziertes Modell	Modell 2	reduziertes Modell
Konstante	15.371*** (2.507)	13.661*** (2.172)	6.813*** (1.295)	6.588*** (1.073)
<i>Alter</i> (metrisch)	-0.167*** (0.042)	-0.144*** (0.037)	-0.112*** (0.029)	-0.111*** (0.027)
	[1/2.625]	[1/2.299]	[1/1.912]	[1/1.898]
<i>Geschlecht</i> (Referenz: Frauen)				
Männer	-0.313 (0.494)		-0.124 (0.316)	
	[1/1.167]		[1/1.064]	
<i>Paarbeziehung</i> (Ref.: ohne Paarbez.)				
Verheiratet	0.223 (0.838)		0.735 (0.595)	
	[1.048]		[1.210]	
Paarbeziehung mit gem. Haushalt	1.047 ⁺ (0.563)	1.196* (0.563)	1.409*** (0.423)	1.237*** (0.389)
	[1.553]	[1.655]	[1.692]	[1.586]
Paarbeziehung ohne gem. Haushalt	1.451* (0.745)	1.648* (0.714)	0.540 (0.392)	
	[1.705]	[1.834]	[1.258]	
<i>Ausbildungsniveau</i> (Ref.: Uni/FH)				
beruflicher Ausbildungsabschluss	-0.874 (0.679)		-0.369 (0.370)	
	[1/1.418]		[1/1.188]	
ohne Ausbildungsabschluss	-2.063 ⁺ (1.091)		0.265 (0.601)	
	[1/1.730]		[1.088]	
<i>Einstellungen/Wertorientierungen</i>				
Bedeutung von Kindern: Glück	-0.660* (0.304)	-0.669* (0.296)	-0.411 ⁺ (0.219)	-0.358 ⁺ (0.212)
	[1/1.799]	[1/1.815]	[1/1.456]	[1/1.387]
Bedeutung von Kindern: soziale Nähe	-1.905*** (0.393)	-1.933*** (0.382)	-1.253*** (0.248)	-1.285*** (0.244)
	[1/4.630]	[1/4.739]	[1/2.833]	[1/2.907]
Wichtigkeit: Selbstverwirklichung	-0.823 ⁺ (0.433)	-0.851* (0.403)	-0.037 (0.319)	
	[1/1.529]	[1/1.550]	[1/1.019]	
Wichtigkeit: Egalität	-0.064 (0.378)		0.551* (0.238)	0.529* (0.219)
	[1/1.041]		[1.470]	[1.447]
Chi ² -Wert	120.474***	115.845***	126.440***	121.160***
Freiheitsgrade	11	6	11	5
Pseudo-R ²				
(Nagelkerke)	60.9%	59.2%	46.8%	45.2%
(McFadden)	46.0%	44.2%	31.3%	30.0%
N	215	215	294	294

Logit-Regression: unstandardisierte Regressionskoeffizienten, Standardfehler der unstandardisierten Koeffizienten (runde Klammern), standardisierte Effektkoeffizienten (eckige Klammern)

Signifikanz: * $p \leq 0.05$; ** $p \leq 0.01$; *** $p \leq 0.001$; + $p \leq 0.1$

Quelle: PPA2 (2003) – eigene Berechnungen

Literaturverzeichnis

- Ajzen, Icek; Fishbein, Martin, 1980: Understanding Attitudes and Predicting Social Behavior. Englewood Cliffs: Prentice Hall
- Andreß, Hans-Jürgen; Hagenaars, Jacques A.; Kühnel, Steffen, 1997: Analyse von Tabellen und kategorialen Daten. Log-lineare Modelle, latente Klassenanalyse, logistische Regression und GSK-Ansatz. Berlin (u.a.): Springer
- Backhaus, Klaus et al., 2006: Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung. Berlin (u.a.): Springer
- Bast, Kerstin; Ostner, Ilona, 1992: Ehe und Familie in der Sozialpolitik der DDR und BRD. Ein Vergleich. In: Schmähl, Winfried (Hrsg.): Sozialpolitik im Prozeß der deutschen Vereinigung. Frankfurt/Main: Campus: 228-270
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1989: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind. Frankfurt/Main: Fischer
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1997: Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1997a: Der Geburtenrückgang in Ostdeutschland. In: Voß, Gerd-Günter; Pongratz, Hans J. (Hrsg.): Subjektorientierte Soziologie. Opladen: Leske + Budrich: 155-168
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1997b: Geburtenrückgang und Kinderwunsch. Die Erfahrung in Ostdeutschland. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 22,1: 59-71
- Becker, Rolf; Nietfeld, Markus, 2001: Familien in harten Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs in Ostdeutschland. Theoretische Ansätze und empirische Befunde zu Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und ökonomischen Verlusten auf das Konfliktverhalten in Dresdner Familien. In: Huinink, Johannes; Strohmeier, Klaus P.; Wagner, Michael (Hrsg.): Familie und Solidarität. Würzburg: Ergon: 241-264
- Benninghaus, Hans, 2005: Deskriptive Statistik. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften
- BiB (Höhn, Charlotte; Dorbritz, Jürgen; Gärtner, Karla; Grünheid, Evelyn; Hullen, Gert; Mammey, Ulrich; Roloff, Juliane; Schulz, Reiner), 2004: Bevölkerung: Fakten – Trends – Ursachen – Erwartungen. Die wichtigsten Fragen. Sonderheft der Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
- Birg, Herwig, 1992: Differentielle Reproduktion aus Sicht der biographischen Theorie der Fertilität. In: Voland, Eckart (Hrsg.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern. Frankfurt/Main: Suhrkamp: 189-215
- Birg, Herwig; Flöthmann, E.-Jürgen; Reiter, Iris, 1991: Biographische Theorie der demographischen Reproduktion. Frankfurt/Main: Campus
- Blossfeld, Hans-Peter; Huinink, Johannes; Rohwer, Götz, 1991: Wirkt sich das steigende Bildungsniveau der Frauen tatsächlich negativ auf den Prozeß der Familienbildung aus? Eine Antwort auf die Kritik von Josef Brüderl und Thomas Klein. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 17,3: 337-351
- Blossfeld, Hans-Peter; Huinink, Johannes, 1989: Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluss auf den Prozeß der Familienbildung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 15,4: 383-404
- Borchardt, Anke; Stöbel-Richter, Yve, 2004: Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren – eine qualitative Studie. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

- Bortz, Jürgen*, 1999: Statistik für Sozialwissenschaftler. Berlin u.a.: Springer
- Brosius, Felix*, 2002: SPSS 11. Bonn: mitp-Verlag
- Burkart, Günter*, 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke
- Burkart, Günter*, 2002: Entscheidung zur Elternschaft revisted. Was leistet der Entscheidungsbegriff für die Erklärung biographischer Übergänge? In: Zeitschrift für Familienforschung 2, Sonderheft, Elternschaft heute: gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben: 23-48
- Caldwell, John Charles*, 1982: Theory of Fertility Decline. London u.a.: Academy Press
- Cromm, Jürgen*, 1998: Familienbildung in Deutschland. Soziodemographische Prozesse, Theorie, Recht und Politik unter besonderer Berücksichtigung der DDR. Opladen (u.a.): Westdeutscher Verlag
- Diekmann, Andreas*, 2000: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Dorbritz, Jürgen*, 1987: Sozialpolitik in der DDR und ihre Widerspiegelung in der Reproduktion der Bevölkerung. In: Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Soziologie und Sozialpolitik (Hrsg.): Jahrbuch für Soziologie und Sozialpolitik. Berlin: 192-206
- Dorbritz, Jürgen*, 1991: Ehe, Familie und generatives Verhalten. In: Häder, Michael (Hrsg.): Denken und Handeln in der Krise. Die DDR nach der "Wende". Ergebnisse einer empirisch-soziologischen Studie. Berlin: Akademie-Verlag: 54-76
- Dorbritz, Jürgen*, 1998: Der Wandel in den generativen Entscheidungen in Ostdeutschland – ein generationenspezifischer Prozeß? In: Häder, Michael; Häder, Sabine (Hrsg.): Sozialer Wandel in Ostdeutschland. Theoretische und methodische Beiträge zur Analyse der Situation seit 1990. Opladen: Westdeutscher Verlag: 123-155
- Dorbritz, Jürgen*, 2003: Polarisierung versus Vielfalt. Lebensformen und Kinderlosigkeit in Deutschland – eine Auswertung des Mikrozensus. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 28,2-4: 403-421
- Dorbritz, Jürgen; Lengerer, Andrea; Ruckdeschel, Kerstin*, 2005: Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study in Deutschland. In: Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Sonderheft: Wiesbaden
- Dornseiff, Jann-Michael; Sackmann, Reinhold*, 2002: Zwischen Modernisierung und Re-Traditionalisierung. Die Transformation von Familienbildungsmustern im Lebenslauf ostdeutscher Frauen am Beispiel der Geburt des zweiten Kindes. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 27,1: 87-114
- Engelhardt, Henriette*, 2004: Fertility Intentions and Preferences: Effects of Structural and Financial Incentives and Constraints in Austria. Working Paper 02/2004, Vienna Institute of Demography. Austrian Academy of Sciences
- Gauthier, Anne H.*, 2002: Family Policies in Industrialized Countries: Is there Convergence? In: Population 57: 447-474
- Gisser, Richard; Lutz, Wolfgang; Münz, Rainer*, 1985: Kinderwunsch und Kinderzahl. In: Münz, Rainer (Hrsg.): Leben mit Kindern. Wunsch und Wirklichkeit. Wien: Deuticke: 33-93
- Gloger-Tippelt, Gabriele; Gomille, Beate; Grimmig, Ruth*, 1993: Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht. Opladen: Leske + Budrich
- Grünheid, Evelyn*, 2004: Junge Frauen in Deutschland: bei hoher Ausbildung kinderlos? In: Psychosozial. Demographischer und sozialer Wandel 27,1: 35-46

- Haas, Inka*, 1998: Gebärstreik. Frauen gegen den staatlich verordneten Muttermythos. Frankfurt/Main: Dipa
- Hagemann-White, Carol*, 1995: Beruf und Familie für Frauen und Männer – Die Suche nach egalitärer Gemeinschaft. In: *Nauck, Bernhard; Onnen-Iseman, Corinna* (Hrsg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Berlin u.a.: Luchterhand: 505-512
- Hank, Karsten et al.*, 2004: Öffentliche Kinderbetreuung und individuelle Fertilitätsentscheidungen in Deutschland und Schweden. In: *Psychosozial. Demographischer und sozialer Wandel* 27,1: 47-57
- Hank, Karsten; Kreyenfeld, Michaela; Spieß, C. Katharina*, 2004: Kinderbetreuung und Fertilität in Deutschland. In: *Zeitschrift für Soziologie* 33,3: 228-244
- Hank, Karsten; Kreyenfeld, Michaela*, 2002: Modes of Childcare and the Difficult Compatibility of Childrearing and Employment in (Western)Germany. In: *Dorbritz, Jürgen; Otto, Johannes* (Hrsg.): Familienpolitik und Familienstrukturen. Ergebnisse der gemeinsamen Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft und der Johann-Peter-Süßmilch-Gesellschaft für Demographie. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
- Helfferrich, Cornelia; Klindworth, Heike; Wunderlich, Holger*, 2004: männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Helfferrich, Cornelia; Karmaus, Wilfried; Starke, Kurt; Weller, Konrad*, 2001: frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung im Auftrag der BZgA. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Helfferrich, Cornelia et al.*, 2000: frauen leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Kurzfassung. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Helwig, Gisela*, 1995: Gleiche Rechte – doppelte Pflichten. Frauen in der DDR. In: *Helwig, Gisela* (Hrsg.): Rückblicke auf die DDR. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik von Nottbeck: 197-207
- Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L.*, 1973: The Value of Children to Parents. In: *Fawcett, J.T.* (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19-76
- Hoffmann, Elke*, 1979: Thesen zur Kinderwunsch-Studie. Arbeitspapier, Berlin: Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR
- Hoffmann, Elke*, 1983: Der Kinderwunsch als Faktor reproduktiven Verhaltens. Arbeitspapier, Berlin: Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR
- Hoffmann, Elke; Trappe, Heike*, 1990: Leben mit Kindern in der DDR. Ergebnisse bevölkerungssoziologischer Forschung. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 1, Beiheft: 42-54
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim; Höpflinger, François et al.*, 1984: Planspiel Familie. Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz. Diessenhofen: Rüeegger
- Huinink, Johannes*, 1990: Familie und Geburtenentwicklung. In: *Mayer, Karl Ulrich* (Hrsg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag: 239-271
- Huinink, Johannes*, 1991: Familienentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Mayer, Karl Ulrich; Allmendinger, Jutta; Huinink, Johannes* (Hrsg.): Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/Main: Campus: 289-317
- Huinink, Johannes*, 1995: Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt/Main u.a.: Campus
- Huinink, Johannes*, 1997: Elternschaft in der modernen Gesellschaft. In: *Gabriel, Karl; Herlth, Alois; Strohmeier, Klaus Peter* (Hrsg.): Modernität und Solidarität. Konsequenzen gesellschaftlicher Modernisierung. Freiburg u.a.: Herder: 79-90

- Huinink, Johannes*, 2002: Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. In: Zeitschrift für Familienforschung 2, Sonderheft Elternschaft heute: gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben: 49-74
- Huinink, Johannes; Mayer, Karl Ulrich*, 1993: Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft. In: *Joas, Hans; Kohli, Martin* (Hrsg.): Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen. Frankfurt/Main: Suhrkamp: 151-171
- Huinink, Johannes; Wagner, Michael*, 1995: Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR. In: *Huinink, Johannes et al.* (Hrsg.): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin: Akademie-Verlag: 145-188
- Hullen, Gert*, 1995: Frauenbiographien. Ergebnisse der retrospektiven Befragung zu Familien- und Erwerbsbiographien 35- bis 60-jähriger Frauen. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Heft 83. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
- ISS*, 1979: Konzeption der Forschungsarbeiten des Instituts für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR zum Reproduktionsverhalten der Familien für den Zeitraum 1979-1985. Arbeitspapier. Berlin: Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR
- Kaufmann, Franz-Xaver*, 1990: Ursachen des Geburtenrückgangs in der Bundesrepublik Deutschland und Möglichkeiten staatlicher Gegenmaßnahmen. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 16,3/4: 383-396
- Konietzka, Dirk*, 1999: Die Verberuflichung von Marktchancen. Die Bedeutung des Ausbildungsberufs für die Platzierung im Arbeitsmarkt. In: Zeitschrift für Soziologie 28,5: 379-400
- Köhler, Götz R.; Strohmeier, Klaus Peter; Schulze, Hans-Joachim*, 2000: Familienpolitische Rahmenbedingungen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik und Dänemark. In: *Jans, Bernhard; Habisch, Andre; Stutzer, Erich* (Hrsg.): Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale. Graftschaff: Vektor Verlag: 587-598
- Kiefl, Walter; Schmid, Josef*, 1985: Empirische Studien zum generativen Verhalten. Erklärungsbefunde und theoretische Relevanz. Boppard am Rhein: Boldt Verlag
- Kreyenfeld, Michaela*, 2002: Time-squeeze, partner effect or self-selection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany. Research Article. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung
- Kreyenfeld, Michaela*, 2004: Fertility decisions in the FRG and GDR. An Analysis with data from the German fertility and family survey. Working Paper. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung
- Kreyenfeld, Michaela; Konietzka, Dirk*, 2004: Angleichung oder Verfestigung von Differenzen? Geburtenentwicklung und Familienformen in Ost- und Westdeutschland. Working Paper. Rostock: Max-Planck-Institut für demographische Forschung
- Lenz, Karl*, 2003: Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Luckmann, Thomas*, 1992: Theorie des sozialen Handelns. Berlin u.a.: de Gruyter
- Meyer, Sibylle; Schulze, Eva*, 1994: Die Auswirkungen der Wende auf Frauen und Familien in den neuen Bundesländern. In: *Meyer, Sibylle; Schulze, Eva* (Hrsg.): Soziale Lage und soziale Beziehungen. Beiträge aus der Soziologie der Bevölkerung und angrenzender Disziplinen. Boppard am Rhein: Boldt Verlag: 229-248
- Nave-Herz, Rosemarie*, 1988: Kinderlose Ehen. Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit. Weinheim u.a.: Juventa

- Nave-Herz, Rosemarie*, 1990: Kinderlose Ehen. In: *Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz; Wehrspaun, Michael* (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz: Universitätsverlag: 193-200
- Pampel, Fred C.*, 2000: Logistic Regression: A primer. Thousand Oaks: Sage Publications
- Pohl, Katharina*, 1985: Wende- oder Einstellungswandel? Heiratsabsichten und Kinderwunsch 18- bis 28-jähriger deutscher Frauen 1978 und 1983. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 11,1: 89-110
- Roloff, Juliane*, 1995: Familienbildung und Kinderwunsch in Deutschland. Sozio-ökonomische Rahmenbedingungen generativer Entscheidungen. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Heft 82b. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
- Rosenstiel, Lutz v.*, 1978: Zur Motivation des generativen Verhaltens. Theoretische Konzepte und Untersuchungsansätze. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 4,2: 161-175
- Rosenstiel, Lutz v. et al.*, 1986: Einführung in die Bevölkerungspsychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Rost, Harald; Schneider, Norbert F.*, 1995: Differentielle Elternschaft – Auswirkungen der ersten Geburt auf Männer und Frauen. In: *Nauck, Bernhard; Onnen-Iseemann, Corinna* (Hrsg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Berlin u.a.: Luchterhand: 177-194
- Rost, Harald; Schneider, Norbert F.*, 1996: Gewollt kinderlose Ehen. In: *Buba, Hans Peter; Schneider, Norbert F.* (Hrsg.): Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design. Opladen: Westdeutscher Verlag: 245-259
- Ruckdeschel, Kerstin*, 2004: Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 29,3/4: 363-389
- Schmitt, Christian; Winkelmann, Ulrike*, 2005: Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. Discussion Paper 473. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung
- Schneewind, Klaus A.*, 1995: Bewußte Kinderlosigkeit: Subjektive Begründungsfaktoren bei jung-verheirateten Paaren. In: *Nauck, Bernhard; Onnen-Iseemann, Corinna* (Hrsg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Berlin u.a.: Luchterhand: 457-472
- Schneewind, Klaus A.; Vaskovics, Laszlo A. et al.*, 1996: Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch (Verbundstudie). Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer
- Schneider, Norbert F.*, 1994: Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970-1992. Stuttgart: Enke
- Schoen, Robert et al.*, 1999: Do Fertility Intentions Affect Fertility Behavior? In: *Journal of Marriage and the Family*, 61: 790-799
- Schwarz, Karl*, 1990: Die Bildungsabschlüsse der Frauen und ihre Bedeutung für den Arbeitsmarkt, die Eheschließung und die Familienbildung. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 15,4: 361-382
- Speigner, Wulfram et al.*, 1987: Kind und Gesellschaft. Eine soziologische Studie über die Geburtenentwicklung in der DDR. Berlin: Akademie-Verlag
- Speigner, Wulfram; Winkler, Gunnar*, 1986: Geburtenfördernde Bevölkerungspolitik in der DDR. Arbeitspapier, Berlin: Institut für Soziologie und Sozialpolitik der Akademie der Wissenschaften der DDR
- Spiegel online* vom 01.02.2006: Stoiber will Familien stärker fördern. Unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,398570,00.html> (06.02.2006)

- Stroebe, Wolfgang; Jonas, Klaus; Hewstone, Miles*, 2002: Sozialpsychologie. Eine Einführung (4. Auflage). Berlin: Springer
- Strohmeier, Klaus Peter*, 1993: Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B. 17: 11-22
- Stöbel-Richter, Yve*, 2000: Kinderwunsch als Intention. Zur Relevanz persönlicher und gesellschaftlicher Kinderwunschl motive als Prädiktoren des aktuellen Kinderwunsches. Dissertation. Universität Leipzig
- Thomson, Elizabeth; Hoem, Jan M.*, 1998: Couple Childbearing Plans and Birth in Sweden. In: *Demography* 35,3: 315-322
- Trappe, Heike*, 1995: Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin: Akademie-Verlag
- Urdze, Andrejs; Rerrich, Maria S.*, 1981: Frauenalltag und Kinderwunsch. Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind. Frankfurt/Main (u.a.): Campus
- Vaskovics, Laszlo A.*, 1994: Kinderwunsch und Elternschaft. Zum Theoriemodell einer soziologischen Untersuchung. In: *Meyer, Sibylle; Schulze, Eva* (Hrsg.): Soziale Lage und soziale Beziehungen. Beiträge aus der Soziologie der Bevölkerung und angrenzender Disziplinen. Boppard am Rhein: Boldt Verlag: 81-96
- Wendt, Hartmut*, 1993: Familienbildung und Familienpolitik in der ehemaligen DDR. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Sonderheft 22. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung
- Zeit online* vom 16.01.2006: SPD will Kinderwunsch erleichtern. Unter: http://www.zeit.de/online/2006/03/spd_klausur_nachricht (06.02.2006)